

WISSENSCHAFTSTHEORETISCHE ÜBERLEGUNGEN
ZUR GRUNDLEGUNG DER SCHRIFTPSYCHOLOGIE

Eine philosophische Reflexion anhand
der transzendental - hermeneutischen
Sprachpragmatik K. -O. Apels

ANGELIKA SEIBT

Duss München
1902





Digitized by the Internet Archive
in 2026

WISSENSCHAFTSTHEORETISCHE ÜBERLEGUNGEN
ZUR GRUNDLEGUNG DER SCHRIFTPSYCHOLOGIE

Eine philosophische Reflexion anhand
der transzendental - hermeneutischen
Sprachpragmatik K.-O. Apels

Inaugural - Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophie
an der Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

vorgelegt von
Angelika Seibt
aus
München

München 1984

Referent: Prof. Dr. Manfred Zahn

Korreferent: PD Dr. Wilhelm Vossenkuhl

Tag der mündlichen Prüfung: 20.7.1983

Herstellung: Hieronymus Buchreproduktions GmbH, München

INHALT

Einleitung

I	Der praktische Ausgangspunkt	1
II	Die philosophische Aufgabe	5
III	Aufbau der Arbeit	10

Teil A

Philosophische Reflexion der Sprachproblematik 12

1	Die transzendental-hermeneutische Sprachpragmatik K.-O. Apels	13
1.1	Sprache als transzendentales Prinzip	14
1.1.1	Erfahrung und Gegenstandskonstitution bei Kant	14
1.1.2	Apels Abgrenzung	16
1.1.3	Sprache als letzter Horizont für Geltungsfragen	19
1.1.4	Zusammenfassung	22
1.2	Die ideale Kommunikationsgemeinschaft	23
1.2.1	Das transzendente Sprachspiel	23
1.2.2	Der Antagonismus zwischen idealem und faktischem Moment in Apels Sprachspielkonzeption	26
1.2.3	Die Verwirklichung der idealen Kommunikations- gemeinschaft	28
1.2.4	Kritik	29
1.2.5	Zusammenfassung	34
1.3	Apels Wahrheitsbegriff	35
1.3.1	Intersubjektive Übereinstimmung als Kriterium	35
1.3.2	Die pragmatische Dimension	39
1.3.3	Das Problem des Gegenstandsbezuges	43
1.3.4	Zusammenfassung	47

1.4	Gegenstandskonstituierende Erkenntnisinteressen	48
1.4.1	Normative Voraussetzungen	48
1.4.2	Erkenntnisleitende Interessen	53
1.4.3	Verstehen als Voraussetzung für Erklären	60
1.4.4	Komplementarität von Verstehen und Erklären	66
1.4.5	Explanatorisches Verstehen	69
1.4.6	Zusammenfassung	71
2	Sprache und Wirklichkeit bei Wittgenstein	72
2.1	Die Bedeutung der Sprache	73
2.1.1	Sprache als Lebensform	73
2.1.2	Zum Verhältnis von Sprache und Theorie	75
2.1.3	Zum Problem der Konventionen	79
2.2	Vorsprachliche Realität	81
2.2.1	Praxis als Voraussetzung für Sprache	81
2.2.2	Wahrnehmung von Qualitäten	82
2.2.3	Sinnzusammenhänge	89
2.2.4	Die Gegenstände der Erkenntnis	92
2.3	Hermeneutisches Verstehen	93
2.3.1	Zum Begriff des Verstehens	93
2.3.2	Zum Problem der Einfühlung	96
2.4	Kritik	100
2.5	Zusammenfassung	101
3.	Wirklichkeit, Sprache und Erkenntnis	102
3.1	Das Konzept der Perspektivität bei Holzkamp	103
3.1.1	Gegebenes als Voraussetzung für das Streben nach Erkenntnis	103
3.1.2	Der Wahrnehmungsgegenstand als Ermöglichungsgrund seiner Perspektiven	107

3.1.3	Sprache und Wahrnehmung	108
3.1.4	Die Dialektik von Erfahrung und Sprache	109
3.1.5	Dialektische Erkenntnis	110
3.2	Differenzierung der Apelschen Konsenstheorie	111
3.2.1	Holzkaamps und Apels Ansatz im Vergleich	111
3.1.2	Wahrheitsbegriff im Sinne der Konsenstheorie	113
4.	Verständigung als Problem	115
4.1	Theorie der Begriffsformen	117
4.2	Vagheit versus Exaktheit	123
4.3	Kontextabhängigkeit der Sprache	125
4.4	Zusammenfassung	128

Teil B

Analyse der Sprachproblematik in der Schriftpsychologie

1.	Leitende Fragestellungen	130
2.	Schriftbeschreibung	132
2.1	Graphologische Schriftbeschreibung	133
2.1.1	Notwendigkeit der Sprache	133
2.1.2	Merkmalserfassung bei Michon und Klages	134
2.1.3	Merkmalsarten in der Graphologie	140
2.1.3.1	Eindruckscharaktere	140
2.1.3.2	Grundeigenschaften	143
2.1.3.3	Einzelmerkmale	148
2.1.5	Zusammenfassung	150
2.2	Graphometrische Schriftbeschreibung	152
2.2.1	System der Handschriftenvariablen	152

2.2.2	Quantitative Grundvariablen	155
2.2.3	Eindruckscharaktere	160
2.2.4	Zusammenfassung	163
2.3	Gegenüberstellung	164
2.3.1	Zum Problem der Messung	166
2.3.2	Wahrnehmung, Sprache, Interpretation	168
2.3.3	Zusammenfassung	174
3.	Persönlichkeitsbeschreibung	175
3.1	Graphologische Persönlichkeitsbeschreibung	176
3.1.1	Auswahl von Deutungsworten	176
3.1.1.1	Gruppierung von Deutungsworten	177
3.1.1.2	Struktur der Deutungsworte	181
3.1.2	Das Gutachten	185
3.1.2.1	Entstehung des Gutachtens	185
3.1.2.2	Zweck des Gutachtens	189
3.1.2.3	Eindeutigkeit des Gutachtens	190
3.2	Graphometrische Persönlichkeitsbeschreibung	192
3.2.1	Arten von Kriterien	192
3.2.2	Eindeutigkeit graphometrischer Persönlichkeitsbeschreibung	195
3.2.3	Der Zweck graphometrischer Persönlichkeitsbeschreibung	198
3.3	Gegenüberstellung	199
3.4	Zusammenfassung	203
LITERATURVERZEICHNIS		204
ABKÜRZUNGEN		217

E I N L E I T U N G

I Der praktische Ausgangspunkt

Ausgangspunkt ist ein praktisches Problem, nämlich die Frage, ob die Schriftpsychologie richtige Aussagen treffen kann: welche Geltung können schriftpsychologische Aussagen beanspruchen?

Mit dem Begriff des Praktischen soll nicht ein Gegensatz zum Theoretischen im Sinne von Aristoteles behauptet werden, vielmehr ist die pragmatische Dimension angesprochen. Daß die Frage nach dem Geltungsanspruch schriftpsychologischer Aussagen als praktisches Problem aufgefaßt wird, zeigt, daß hier ein pragmatischer Wahrheitsbegriff schon bei der Fragestellung leitend ist. Er muß begründet werden, was im Laufe der Arbeit geleistet werden soll. (vergl. Teil A)

Kann die Frage nach dem Geltungsanspruch schriftpsychologischer Aussagen nicht einzig und allein auf empirischem Wege beantwortet werden? Denn es geht um die Erkenntnisse einer konkreten Wissenschaft, und nach der Grundüberzeugung der analytischen Wissenschaftstheorie ist eine Wirklichkeitserkenntnis durch 'reines Nachdenken allein' nicht zu gewinnen. Vielmehr müssen sich alle Erkenntnisse einer empirischen Wissenschaft auf Erfahrungen stützen (Stegmüller 1974 S. XXI). Die Geltung schriftpsychologischer Aussagen könnte sich demzufolge nur anhand konkreter Erfahrungen erweisen.

Hier beginnt das Problem. Denn Erfahrungen liegen nicht einfach 'objektiv' vor, so daß man sie gleichsam nur noch aufzeigen müßte, sondern werden immer in einer bestimmten Hinsicht gemacht. Methodologie und Erkenntnisinteresse bestimmen von vornherein mögliche Erfahrungen. So beurteilen Graphologen und Graphometriker die Möglichkeit der Schriftpsychologie - der Terminus wird als Oberbegriff für Graphologie und Graphometrie verwendet -, richtige Aussagen über den Zusammenhang zwischen Handschrift und Persönlichkeit zu treffen, verschieden, obgleich sie sich jeweils auf Erfahrungen stützen, jedoch auf völlig andere.

Graphologen beurteilen die Möglichkeiten der Graphologie aus ihren, zumeist in einer Beratungspraxis gewonnenen Erfahrungen heraus oft positiv: "aus der vergleichenden Erfahrung bestätigt sich, daß gewisse Schrifteigenschaften gewissen Charaktereigenschaften entsprechen und sie andeuten." (Heiss 1966 S. 11) Auch Wittlich (1952 S. 8) hebt den praktischen Nutzen der Graphologie hervor: "seit Jahrzehnten bedient sich die Industrie in immer steigendem Maße des graphologischen Urteils bei Neueinstellungen ... und hat die besten Erfahrungen damit gemacht."

Deen (1980 S. 270) hält die Graphologie für eine der wichtigsten Methoden in der Personalauslese. Ebenso hat Donig (1975 S. 9) "die Erfahrung gemacht, daß die Graphologie zu den zuverlässigsten Methoden gehört, Personal zweckgerichtet auszuwählen und optimal im Betrieb einzusetzen."

Aber Graphologie wird nicht nur bei der Personalauslese verwendet , sondern auch als Hilfsmittel für z.B. Psychotherapie (Stalder 1976), Tiefenpsychologie (Teillard 1952, Wittlich u.a. 1968), Sozialpädagogik (Simons 1981) und Pädagogik (Avé - Lallemand 1976).

Solchen Erfahrungsurteilen über den Wert der Graphologie z.B. bei der Personalauslese wird von graphometrischer Seite vorgeworfen, sie seien für wissenschaftliche Belange völlig unzureichend, da sie auf zufälligen Erfahrungen einzelner beruhen. Systematische empirische Forschungen, die bestimmten methodologischen Forderungen genügen, sind notwendig, wenn die Graphologie als Methode der Persönlichkeitsdiagnostik Anerkennung finden soll.

Zahlreiche Untersuchungen zur Validität, die einen Zusammenhang zwischen Handschrift und Persönlichkeit nachweisen sollen, sind durchgeführt worden. (vergl. z.B. die zusammenfassende Darstellung von Doubrawa 1978 S. 100ff) Im allgemeinen lautet die zusammenfassende Beurteilung, "daß der von der Graphologie postulierte Zusammenhang zwischen Schreibbewegung und Persönlichkeit zwar grundsätzlich gegeben, aber nur sehr locker ist." (Michel 1982 S. 6) So faßt z.B. Timm die Ergebnisse seiner Untersuchung so zusammen, daß eine kritischere Anwendung der Graphologie angebracht wäre. "Zweifelloos bestehen (aber, d. Verf.) signifikante Korrelationen zwischen gewissen Merkmalen der Handschrift und verschiedenen psychischen Merkmalen." (Timm 1965 S. 120)

Auch Lockowandt sieht, " daß zwar eine ganze Reihe von Validitätskoeffizienten signifikant und sehr signifikant ist, und auch einige aufschlußreiche Faktoren in Erscheinung treten, daß aber viele Ergebnisse gegen die graphologische Erwartung ausfallen " (Lockowandt 1966 S. 165) , so daß zwar eine psychometrische Validierung der Graphometrie nicht unmöglich erscheint, aber nach den bisherigen Erfahrungen ein gänzlich andersartiger Weg zur Schriftvalidierung eingeschlagen werden sollte. (Lockowandt 1966 S. 166, 168)

In ähnlicher Weise urteilt Doubrawa (1978 S. 366): "insgesamt sprechen die Ergebnisse der empirischen Untersuchung eindeutig für überzufällige Zusammenhänge zwischen Handschrift und Persönlichkeit, wobei die Korrelationen zwar teilweise niedrig sind, teilweise aber auch durchaus eine validativ bedeutsame Höhe erreichen. In vielen Punkten stehen die Ergebnisse spekulativen Annahmen der erscheinungswissenschaftlichen Graphologie entgegen."

Die Frage nach der Geltung schriftpsychologischer Aussagen kann also nicht allein auf empirischem Wege beantwortet werden, da allen Erfahrungen, die eine Wissenschaft machen kann, bestimmte Voraussetzungen zugrunde liegen. Solche Voraussetzungen sind vielfältiger Art und umfassen u.a. Probleme mathematischer Modelle (Stegmüller 1973), ihrer Anwendung auf einen empirischen Gegenstandsbereich (Gigerenzer 1981), sowie Probleme methodisch kontrollierter Erfassung sozialer bzw. psychischer Wirklichkeit (Friedrichs 1973, Cicourel 1970).

Auch innerhalb der Schriftpsychologie wurden Voraussetzungen reflektiert, so von Wallner (1960, 1972), Lockowandt (1968a, 1968b, 1973), Angermann (1970).

Diese Arbeit soll als philosophische Reflexion die Problematik einer Voraussetzung aufzeigen, die allen methodologischen Überlegungen vorangeht: der Sprache.

II Die philosophische Aufgabe

Wir schließen uns der Ansicht Freys (1970a) an, daß die Aufgabe der Philosophie in Bezug auf Wissenschaft eine Methoden- und Grundlagenreflexion ist. Dabei muß "jede philosophische Wissenschaftstheorie die von Kant gestellte Frage nach den transzendentalen Bedingungen der Möglichkeit und Gültigkeit der Wissenschaft beantworten." (Apel 1973b S. 220)

Der Terminus 'Wissenschaftstheorie' wird in dieser Arbeit nicht im Sinne der analytischen Philosophie verstanden. Stegmüller begreift Wissenschaftstheorie zwar auch als Metatheorie der Einzelwissenschaften (1973 S. 2), grenzt diese aber klar von Erkenntnistheorie ab. "Alle Untersuchungen, die unter der Existenzannahme laufen, könnte man als wissenschaftstheoretisch im engeren Sinne charakterisieren, diejenigen Untersuchungen hingegen, in welchen die Existenzannahme ihrerseits erst begründet werden soll, als erkenntnistheoretisch." (Stegmüller 1973 S. 23)

Analytische Wissenschaftstheorie geht davon aus, daß die Ergebnisse einer Einzelwissenschaft im Prinzip richtig sind, solange sich nicht durch empirische Forschung das Gegenteil erweist. Die Aufgabe der Wissenschaftstheorie - im analytischen Sinne - besteht allein in der rationalen Rekonstruktion der Erkenntnisse, die Frage nach der Bedingung der Möglichkeit solcher Erkenntnisse wird nicht mehr gestellt. Bei der Rekonstruktion wird vorwiegend mit logischen und mathematischen Modellen gearbeitet, während die Möglichkeit inhaltlich richtiger Aussagen einer Wissenschaft nicht mehr als ein Problem angesehen wird.

Gerade letzteres ist jedoch eine entscheidende Voraussetzung aller wissenschaftlichen Arbeit. Dies kann in metatheoretischen Überlegungen aufgezeigt werden. Da sich solche Überlegungen auf Wissenschaft beziehen, scheint es gerechtfertigt, mit Apel von einer philosophischen Wissenschaftstheorie zu sprechen, welche nicht nur faktische Ergebnisse einer Wissenschaft analysiert, sondern auch die Bedingungen der Möglichkeit dieser Ergebnisse aufzeigt.

Hier ist die Frage aufzuwerfen, ob denn Schriftpsychologie überhaupt eine Wissenschaft ist. In ihrer methodischen Vorgehensweise unterscheiden sich Graphometrie und Graphologie erheblich, wobei erstere den Forderungen einer szientistischen Methodologie genügen will, und sich letztere mehr als eine Kunst der Deutung und Interpretation versteht, dabei jedoch ebenfalls mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit auftritt.

Ein Urteil bezüglich der Wissenschaftlichkeit der Schriftpsychologie ist deshalb wohl abhängig von einer engen oder weiten Fassung des Wissenschaftsbegriffs. Die Anerkennung hermeneutischer Wissenschaften als Wissenschaften erscheint jedoch sinnvoll, da ja auch die Hermeneutik beansprucht, richtige Aussagen treffen zu können. Das Geltungsproblem von Aussagen tritt auch hier auf. Hinzu kommt, daß allen Wissenschaften hermeneutische Problemstellungen zugrunde liegen (vergl. z.B. Kimmerle 1974), so daß eine klare Trennung zwischen Hermeneutik und positiver Wissenschaft gar nicht möglich ist.

Unsere Verwendungsweise des Begriffs 'Wissenschaftstheorie' rechtfertigt sich auch durch die Praxis. So werden in dem von Schneewind herausgegebenen Buch über "wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie" verschiedenste Ansätze vorgestellt, die helfen sollen, praktische Probleme, insbesondere das Problem heterogener Auffassungen in der Psychologie, zu lösen, indem nach Bedingungen und Kriterien gefragt wird, die zum Zustandekommen psychologischen Wissens geführt haben. (vergl. Schneewind 1977 S. 12)

Diese Ansätze stehen jedoch unverbunden nebeneinander, so daß der Eindruck entsteht, man könnte sich willkürlich für den einen oder anderen entscheiden. Dann würde jedoch der Maßstab fehlen, an dem nach Geltungsproblemen überhaupt gefragt werden kann. Letzter Horizont für Geltungsfragen wäre eine blinde Praxis des willkürlichen Entscheidens. Es muß deshalb in philosophischer Reflexion ein Standort gewonnen werden, der in sich selbst begründet liegt, von dem aus sinnvollerweise eine Kritik geübt bzw. nach Voraussetzungen gefragt werden kann. Denn Praxis ist kein letzter Maßstab, bzw. wenn sie es wäre, müßte dies erst begründet werden.

Die philosophische Aufgabe in dieser Arbeit ist also eine doppelte: als erstes muß ein begründeter Standort gewonnen werden, von dem aus dann nach der Bedingung der Möglichkeit richtiger Aussagen bzw nach der Problematik von Voraussetzungen in der Schriftpsychologie gefragt werden kann.

Hierfür scheint eine Anlehnung an die Philosophie K.-O. Apels geeignet. In seiner Transformation der kantischen Erkenntnisproblematik in eine sprachpragmatische zeigt er, daß Argumentation letzter Horizont für Geltungsfragen ist, von dem her die transzendente Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnissen sowie die hermeneutische Frage nach der Möglichkeit von Verständnis gestellt werden müssen.

Die Anlehnung an Apel muß begründet werden. Nach der in I entwickelten Aufgabenstellung soll in dieser Arbeit nach der Möglichkeit richtiger Aussagen in der Schriftpsychologie gefragt werden. Es geht also um Geltungsfragen, die jedoch eingeschränkt wurden auf die Sprachproblematik, weil Sprache eine Voraussetzung ist, welche allen schriftpsychologischen Urteilen und Forschungen vorangeht. Der Rahmen für diese Arbeit ist damit festgelegt: es geht um das Verhältnis von Sprache und Geltung - eine Problemstellung, die auch bei Apel zentral ist.

Es wird im Verlauf der Arbeit begründet werden, daß die Frage nach der Möglichkeit von Erkenntnis am ehesten mit einem pragmatischen Wahrheitsbegriff beantwortet wird, der neben Aussagen über einen Gegenstand auch die Personen berücksichtigt, die diese Aussagen fällen. Es geht um Verständigung untereinander über eine Sache. Auch Apel geht von einem pragmatischen Wahrheitsbegriff aus.

Die Frage nach der Sprache weist zunächst in Richtung auf das hermeneutische Problem der Verständigung untereinander, das auch Apel sieht. Sprachprobleme können jedoch nicht auf Verständigungsprobleme reduziert werden, weil ein Gegenstand nur in einer Sprache zum Gegenstand der Erkenntnis werden kann, Sprache also auch einen transzendentalen Stellenwert hat, wie Apel zeigt.

III Aufbau der Arbeit

Die Untersuchung erfolgt in Anlehnung an die Philosophie Apels, welche jedoch in einigen Punkten kritisiert oder erweitert werden muß. Besonders problematisch ist Apels Postulat einer idealen Kommunikationsgemeinschaft als Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis. Apel sieht sich zu dieser Annahme aufgrund eines Sprachspielrelativismus gezwungen, den er in der Philosophie des späten Wittgenstein zu sehen glaubt. (A 1)

Das von Apel aufgezeigte Problem soll gelöst werden, indem auf die Philosophie der späten Wittgenstein selbst zurückgegriffen wird. Der entscheidenden Unterschied zwischen Apel und Wittgenstein liegt darin, daß bei Wittgenstein die Möglichkeit einer vorsprachlichen Realität gesehen wird, welche einen 'festen Punkt' für Erkenntnis abgeben könnte. Wittgenstein liefert jedoch keine Erkenntnistheorie. (A 2)

Um eine solche bemüht sich Holzkamp, der ebenfalls von der Möglichkeit einer sprachunabhängigen Wirklichkeit ausgeht. In einer Gegenüberstellung von Apels und Holzkamps Ansatz soll ein pragmatischer Wahrheitsbegriff begründet werden, es soll gezeigt werden, daß Argumentation unabhängig von der Unterstellung einer idealen Kommunikationsgemeinschaft möglich ist. (A 3)

Es ist nicht beabsichtigt, allen Aspekten der Philosophie des späten Wittgensteins oder Holzkamps gerecht zu werden, das würde den Rahmen der Arbeit sprengen, diese beiden Philosophen werden vielmehr nur herangezogen, um das Problem der Voraussetzung einer idealen Kommunikationsgemeinschaft bei Apel zu lösen.

Da es verschiedene Sprachspiele gibt, ist Verständigung untereinander ein Problem, das Apel nicht in einer befriedigenden Weise herausgearbeitet hat. Es sollen deshalb in A 4 einige Probleme aufgezeigt werden, die sich aus der Verwendung einer bestimmten Sprache ergeben. Da es in Teil B um eine Gegenüberstellung von Graphologie und Graphometrie geht, und ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden darin zu erblicken ist, daß die Graphologie zu weiten Teilen auf einer Alltagssprache beruht, während graphometrische Forschung wissenschaftliche Begriffsformen voraussetzt, sollen einige Probleme einer Wissenschaftssprache anhand von Stegmüller und einer Alltagssprache anhand des späten Wittgensteins aufgezeigt werden.

(A4)

Die in Teil A herausgearbeiteten Fragestellungen sollen dann im Teil B die Analyse der Sprachproblematik in der Schriftpsychologie leiten (B 1). Es wird nach der Beschreibung der Handschrift und der Persönlichkeit differenziert (B2, B3). Da es hier vor allem darum geht, an die wissenschaftliche Diskussion zwischen Graphologie und Graphometrie anzuknüpfen, werden hier jeweils die Ansätze dargestellt und die wechselseitige Kritik aufgezeigt.

TEIL A

PHILOSOPHISCHE REFLEXION DER

SPRACHPROBLEMATIK

1 Die transzendental-hermeneutische Sprachpragmatik K.-O. Apels

Anhand von Apels transzendental-hermeneutischer Sprachpragmatik sollen die wesentlichen Aspekte herausgearbeitet werden, die dann die Leitlinie für die Analyse der Sprachproblematik in der Schriftpsychologie abgeben sollen. Dabei wird sich zeigen, daß Apels Theorie an manchen Stellen differenziert und auch kritisiert werden muß.

Wir beginnen mit der transzendentalen Frage nach der Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis. Als Erweiterung und Kritik von Kants Erkenntnistheorie sieht Apel in der Sprache ein transzendentes Prinzip, so daß Erkenntnis untrennbar an Sprache gebunden ist. (vergl. A1.1)

Da es nicht eine einzige Sprache sondern unbegrenzt viele verschiedene Sprachspiele gibt, tritt das Problem des Relativismus auf, das Apel durch die Annahme des Ideals der unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft zu lösen versucht. Wir können ihm hier nicht folgen, da die Möglichkeit von Erkenntnis nicht von einem Ideal abhängig gemacht werden darf. (vergl. A 1.2)

Eine differenziertere Analyse von Apels Wahrheitsbegriff zeigt, daß seine Konsenstheorie einen Verlust des Gegenstandes der Erkenntnis impliziert. (vergl. A1.3) Dieses Problem muß weiter verfolgt werden. (vergl. A2 und A3)

Da durch Sprache Wirklichkeit nicht einfach abgebildet wird, setzt schon jede Beschreibung ein erkenntnisleitendes Interesse voraus. Sprachprobleme dürfen deswegen nicht nur auf Verständigungsprobleme reduziert werden, vielmehr ist die normative Dimension zu berücksichtigen. (vergl. A 1.4)

1.1 Sprache als transzendentes Prinzip

Apel geht es um eine Transformation der Bewußtseinsphilosophie in eine Sprachphilosophie, er möchte die Erkenntnistheorie Kants um die Sprachproblematik erweitern und damit zugleich korrigieren. Denn nicht das Bewußtsein an sich ist die apriorische Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis, vielmehr ist alle Erkenntnis an Sprache gebunden, so daß Sprache zum letzten Horizont für Geltungsfragen wird.

1.1.1 Erfahrung und Gegenstandskonstitution bei Kant

Bei Kant lautet der oberste Grundsatz für synthetische Urteile: "die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrungen überhaupt sind zugleich die Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung."(Kant 1963, B 197)

Apriorische Bedingungen für Erfahrung und für Gegenstandskonstitution sind einerseits die reinen Anschauungsformen Raum und Zeit und andererseits die Kategorien des reinen Verstandes. Sie sind als transzendente Prinzipien apriorische Voraussetzung für Erfahrung, durch welche "die allgemeine Bedingung a priori vorgestellt wird, unter der allein Dinge Objekte unserer Erkenntnis überhaupt werden können."(Kant 1957, S.254) Es sind im Subjekt begründet liegende Voraussetzungen für Erkenntnis, wobei mit dem Begriff des Subjektiven nichts Beliebigen oder Individuellen gemeint ist. Der Begriff zielt vielmehr auf etwas Allgemeines, da jede Erkenntnis an Erkennende gebunden ist. Wirklichkeit kann allein begegnen unter notwendig im Subjekt begründeten Prinzipien, so in Raum und Zeit und den Kategorien des reinen Verstandes.

Alle Dinge werden im Raum als räumliche Gegenstände erfahren. Der Raum selbst wird jedoch nicht aus der Erfahrung gewonnen, denn er ist keine Bestimmung, die den Gegenständen anhaftet. Vielmehr ist er eine im Subjekt wohnende Form der Anschauung, die vor aller Erfahrung auf Erfahrung in der Weise bezogen ist, daß er eine Bedingung vorgibt, unter der Gegenstände überhaupt erfahren werden können, nämlich als räumliche Gegenstände. Er ist die subjektive Bedingung der Sinnlichkeit, unter der allein äußere Anschauung möglich ist. Ebenso ist die Zeit apriorische Bedingung aller Erscheinung und nicht etwas, was den Dingen anhänge. Raum und Zeit beziehen sich also als Formen der Anschauung a priori notwendig auf Gegenstände, und da Gegenstände nur in Raum und Zeit erscheinen können, sind die Anschauungsformen subjektive Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung.

Kant unterscheidet zwischen einer transzendentalen Ästhetik und einer transzendentalen Logik. Während er die Anschauungsformen in der Ästhetik behandelt, zeigt er in seiner Logik, daß die Kategorien des reinen Verstandes ebenfalls Bedingungen der Möglichkeit aller Erkenntnis sind. Denn Erfahrungen sind immer synthetisch, sonst hätten wir nur zusammenhanglose Empfindungen. Die Synthesis wird durch die Kategorien des Verstandes geleistet. Durch seine Fähigkeit zur Zusammensetzung nach Regeln gibt der Verstand mögliche Erfahrungen vor, da Erfahrungen ohne Begriffe blind sind bzw. garnicht gemacht werden können, es handelt sich ja bloß um zusammenhanglose Empfindungen. So ist auch das synthetische Vermögen des Verstandes apriorische Voraussetzung der Erfahrung.

Da das Subjekt jedoch die Grenze möglicher Erkenntnis festlegt, sind hiermit zugleich die Gegenstände der Erfahrung bestimmt. Denn Aussagen über Dinge an sich können nicht gemacht werden, sondern nur über die Gegenstände als Erscheinung, so wie sie uns in Anschauungs- und Denkformen gegeben sind.

1.1.2 Apels Abgrenzung

Apel will nachweisen, daß auch die Sprache eine transzendente Größe im Sinne Kants ist, so daß nicht nur Erfahrungen im Lichte einer Sprache gemacht werden, sondern die Sprache zugleich Gegenstände konstituiert und die Grenzen unserer Erkenntnis bestimmt.

Er will Sprache jedoch nicht einfach als neues transzendentes Prinzip in die kantische Philosophie integrieren, sondern diese auch korrigieren. Sprache sieht er an als "die Bedingung der Möglichkeit und Gültigkeit der Verständigung und Selbstverständigung und damit zugleich des begrifflichen Denkens, der gegenständlichen Erkenntnis und des sinnvollen Handelns." (Apel 1973b S.333)

Durch seinen transzendentalhermeneutischen Sprachbegriff will er einerseits die auch bei Kant gemachte Trennung zwischen theoretischer und praktischer Philosophie aufheben, indem er die pragmatische Funktion der Sprache betont. Zum anderen geht er nicht mehr von der Unterscheidung zwischen Ding an sich und Erscheinungswelt aus. Vielmehr möchte er den Standpunkt eines Universalienrealismus einnehmen, demzufolge unabhängig vom subjektiven Denken ein objektives allgemeines Sein angenommen wird, dies ist bei Apel eben das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft, das jedem begrifflichen Denken vorausgeht. (vergl. Apel 1973b S. 355ff)

Eine Transformation kann nach Apel nicht darin bestehen, daß man Sprache lediglich als Vermittlungsinstanz begreift, im übrigen aber das Bewußtsein überhaupt weiterhin als transzendentes Subjekt der Erkenntnis ansieht. Das Denken selbst muß vielmehr als sprach- und kommunikationsabhängig verstanden werden. Nicht ein solipsistisches Bewußtsein erkennt, sondern alle Erkenntnis ist schon allein dadurch an die Allgemeinheit, d.h. an eine Kommunikationsgemeinschaft gebunden, weil Denken Sprache voraussetzt. Worauf es ankommt ist "die Ersetzung des höchsten Punktes der kantischen Erkenntnistheorie, der transzendentalen Synthesis der Apperzeption qua Einheit des Gegenstandsbewußtseins durch die - öffentliche Geltung der Erkenntnis konstituierende - transzendente Synthesis der sprachvermittelten Interpretation qua Einheit der Verständigung über etwas in einer Kommunikationsgemeinschaft." (Apel 1973b S.354)

Bei der Beantwortung der Frage, warum eine individuelle Bewußtseinsevidenz nicht ausreicht, um Erkenntnis zu begründen, bezieht sich Apel auf Wittgensteins Argument, daß einer allein nicht nur einmal einer Regel folgen kann. (Apel 1972 S.24) Sprache beruht auf Konventionen. Solche Konventionen sind jedoch keine Übereinkünfte des Wissenschaftlers mit sich selbst, denn ein individuelles Befolgen von Regeln ist nicht möglich. Vielmehr ist die Kommunikationsgemeinschaft die Bedingung der Möglichkeit allen regelgeleiteten Tuns überhaupt und damit die pragmatische Voraussetzung für Erkenntnis.

Gerade diesen Aspekt hat Kant zu wenig berücksichtigt. Er betont zwar, daß die Begriffe des Verstandes apriorische Bedingungen der Gegenstandserfahrungen sind, so daß er auch die Gegenstände der Erfahrung als sprachlich gefaßte Gegenstände verstehen könnte. Sprache wäre dann eine subjektive Bedingung der Möglichkeit der Weltbeschreibung (vergl. Apel 1972 S. 27). Dadurch aber, daß Sprache in der Lebenspraxis begründet liegt, ist Denken selbst von einer Kommunikationsgemeinschaft abhängig. Durch diesen pragmatischen Aspekt der Sprache ist der Ausgangspunkt der Erkenntnis deswegen nicht im Subjekt sondern in einer Gemeinschaft zu suchen. Die Kommunikationsgemeinschaft geht dem Denken voraus, weil Denken Sprache voraussetzt, und Sprache nur in konkreten Lebenszusammenhängen erworben wird und sinnvoll verwendet werden kann.

Durch die pragmatische Dimension der Sprache wird ihre Problematik erst richtig deutlich, denn es gibt nicht eine einzige Sprache, sondern verschiedenste Sprachspiele. Deswegen muß einerseits die hermeneutische Frage nach der Möglichkeit von Verständigung immer wieder gestellt werden. Dies ist jedoch keineswegs nur ein praktisch-technisches Problem, sondern, da Argumentation unhintergehbare Basis für jede Erkenntnis ist, auch eine erkenntnistheoretische Fragestellung. Hierin liegt Apels Aufhebung der Trennung zwischen theoretischer und praktischer Philosophie.

Andererseits muß die Frage nach der Gültigkeit von Erkenntnis gestellt werden, das Problem der Beliebigkeit von auf Konventionen beruhenden Sprachspielen muß gelöst werden.

1.1.3 Sprache als letzter Horizont für Geltungsfragen

Wir stimmen mit Apel darin überein, daß eine Transformation nötig ist. Denn "in der Synthesis der Apperzeption, in der das Ich zugleich seinen Gegenstand und sich selbst denkend setzt, hat das Ich sich zugleich mit der transzendentalen Kommunikationsgemeinschaft identifiziert, die allein Sinn-geltung seiner Selbst- und Welterkenntnis bestätigen kann." (Apel 1972 S.3)(zum Problem der transzendentalen Kommunikationsgemeinschaft vergl. A 1.2) Die Sprachproblematik kann aus einer Erkenntnistheorie nicht ausgeklammert werden. Nach Sinn und Geltung von Aussagen kann nur in einer Kommunikationsgemeinschaft gefragt werden, wobei die Möglichkeit der Verständigung und auch die Möglichkeit von Erkenntnis unterstellt werden muß und kann.(vergl. hierzu insbesondere A3)

Die Sprache ist unhintergebar, wenn es um Geltungsfragen geht. Dabei ist sie einerseits Medium jeglicher Reflexion, andererseits kann sie selbst zum Gegenstand der Reflexion gemacht werden. Der begründete Standort, von dem aus eine Kritik sinnvollerweise geleistet werden kann (vergl. Einleitung II) , liegt deshalb in der Erkenntnis dieser Unhintergebarkeit der Sprache, nämlich daß Argumentation in einer Kommunikationsgemeinschaft die apriorische Bedingung der Möglichkeit aller Geltungsfragen darstellt.

Sprache ist jedoch nicht nur Medium der Reflexion, sondern kann zugleich zum Gegenstand der Kritik gemacht werden, man kann jederzeit ein konkretes Sprachspiel transzendieren und seine Voraussetzungen und seine Problematik hinterfragen. Dieser Aspekt, daß man in einer Sprache über eine Sprache reden kann, weist jedoch auf etwas hin, was selbst nicht durch Sprache begründet sein kann. Die Möglichkeit des Transzendierens eines konkreten Sprachspiels setzt eine Wirklichkeit voraus, die nicht erst durch Sprache 'geschaffen' wird, die vielmehr ihrerseits ein sinnvolles Argumentieren erst ermöglicht.

Hier ist eine Unterscheidung zwischen Gegenständen der Erfahrung und Gegenständen der Erkenntnis notwendig. Während über Geltungsfragen nur auf der Grundlage sprachlicher Argumentation entschieden werden kann - was mit dem Problem der Intersubjektivität von Erkenntnis zu tun hat (vergl. A 1.3) - , werden Erfahrungen nicht nur auf der Grundlage eines in der Sprache gegebenen Selbst- und Weltverständnisses gemacht, sondern die Erfahrung bestimmt auch die Sprache, so daß ein dialektisches Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit angenommen werden muß. (vergl. A 3)

Insofern besteht zwischen Sprache und Gegenständen der Erfahrung kein einseitiges Verhältnis in der Weise, daß die Sprache die Bedingung vorgibt, unter der Gegenstände allein erfahren werden können. Vielmehr entwickelt sich einerseits Sprache selbst auf der Grundlage von Erfahrung, sie wird durch Erfahrung strukturiert, während sie dann andererseits auch mögliche Erfahrungen vorgibt.

Im Gegensatz zu diesem Gedankengang besteht nach Kant zwischen Anschauungs- und Denkformen auf der einen und den Gegenständen der Erfahrung auf der anderen Seite kein dialektisches Verhältnis. Vielmehr sind Anschauungs- und Denkformen apriorische Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung, allein unter ihnen können Gegenstände überhaupt zu Gegenständen der Erfahrung werden, während sie selbst nicht aus der Erfahrung gewonnen wurden und von ihr nicht beeinflußt sind.

Da nach Kant ein transzendentes Prinzip die Bedingung vorgibt, unter der Gegenstände Objekte unserer Erkenntnis werden können, ist auch Sprache ein transzendentes Prinzip im Sinne Apels. Denn Gegenstände können allein in einer Sprache zum Objekt der Erkenntnis werden, wobei sich aufgrund der Dialektik von Erfahrung und Sprache sich die Aufgabe stellen kann, eine angemessene Sprache zu finden. Durch die Tatsache, daß es verschiedene faktische Sprachspiele gibt, tritt jedoch das Problem des Relativismus auf, das Apel durch die Annahme des Ideal eines transzendentalen Sprachspiels der unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft zu lösen versucht.

Sprache als transzendentes Prinzip ist klar abzugrenzen vom Begriff des transzendentalen Sprachspiels. Mit ersterem wird lediglich ausgesagt, daß Erkenntnis nur in einer Sprache möglich ist, weil Gegenstände nur in einer Sprache zu Gegenständen der Erkenntnis werden können. Dadurch aber, daß es verschiedene Sprachen gibt - und nicht nur einen Raum oder eine Zeit wie bei Kant - , muß die Frage nach der Bedingung der Möglichkeit richtiger Erkenntnis gestellt werden. Diese möchte Apel mit der Annahme eines transzendentalen Sprachspiels lösen, was im nächsten Abschnitt (1.2) diskutiert werden soll.

1.1.4 Zusammenfassung

Der zentrale Stellenwert der Sprachproblematik für jede Erkenntnistheorie wurde aufgezeigt. Sprache ist deswegen ein transzendentes Prinzip, weil Gegenstände nur in einer Sprache zu Gegenständen der Erkenntnis werden können, so daß Sprache letzter Horizont für alle Geltungsfragen ist.

Verschiedene Problemkomplexe wurden angesprochen, die im weiteren Verlauf der Arbeit noch differenzierter herausgearbeitet werden müsse: es gibt verschiedene Sprachspiele; Verständigung ist ein Problem; die Frage nach dem Wahrheitsbegriff muß gestellt werden; Sprache bildet Wirklichkeit nicht einfach ab sondern strukturiert sie; Sprache wird durch Erfahrung bestimmt; ein angemessenes Beschreibungssystem für einen bestimmten Gegenstandsbereich muß erst gefunden werden.

1.2. Die ideale Kommunikationsgemeinschaft

Da es unbegrenzt viele faktische Sprachspiele gibt, ist die Frage nach der Möglichkeit richtiger Erkenntnis zu stellen. Apel meint, daß allen faktischen Sprachspielen ein transzendentes Sprachspiel zugrunde liegt. In jeder Kommunikation sind dessen Regeln einerseits immer schon antizipiert, andererseits ist das transzendente Sprachspiel der unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft in der realen Gesellschaft noch nicht verwirklicht, was noch zu erfolgen hat.

Apel macht damit die Möglichkeit von Erkenntnis von der Realisierung eines Ideal abhängig, was dazu führt, daß eigentlich nicht mehr begründet entschieden werden kann, wann eine Aussage im hier und jetzt als richtig anzusehen ist. Apels Forderung nach der Verwirklichung der unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft als Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis impliziert deshalb den Verlust eines Wahrheitsbegriffs.

1.2.1. Das transzendente Sprachspiel

Es gibt unbegrenzt viele faktische Sprachspiele. Diese Sprachspiele beruhen nach Apel auf Konventionen, also auf Übereinkünften, die man auch hätte anders treffen können. (Apel 1972 S. 22) Solche Konventionen sind jedoch keine irrationalen Entscheidungen, die jeden rationalen Diskurs aufheben müßten, wenn sie ihm vorausgehen. Obwohl der Begriff 'Konvention' identisch zu sein scheint mit 'Willkürentscheidung', ist gerade dies in Frage zu stellen.

Konventionen wären nur dann irrationale Entscheidungen, wenn ein individuelles Befolgen von Regeln möglich wäre. Dann wären Konventionen Übereinkünfte des Wissenschaftlers mit sich selbst, persönliche Willkürentscheidungen, es gäbe keinen Grund, von dem her sie ihren Sinn und ihre Geltung nehmen könnten.

Nach Wittgenstein gibt es keine objektive oder subjektiv metaphysische (Kant) Garantie für den Sinn von Zeichen oder die Geltung von Aussagen. Allein der Gebrauch bestimmt den Sinn von Sätzen. Hierin sieht Apel einen radikalen Konventionismus im Sinne eines irrationalen Willkürdezisionismus. (Apel 1972 S. 25) "denn nicht nur wird die Bedeutung von Zeichen von der Regel ihrer Anwendung abhängig gemacht: auch der Sinn der Anwendungsregeln hängt in jedem Augenblick...von den Konventionen über ihre Anwendung ab" (Apel 1972 S. 25). So gibt es nichts Festes mehr, das als Maßstab der Erkenntnis dienen könnte.

Dieses Problem versucht Apel zu lösen, indem er dem Sprachspiel selbst einen transzⁿedentalen Stellenwert zuerkennt, wobei er meint, mit Wittgenstein gegen Wittgenstein zu argumentieren. "Gerade weil es nach Wittgenstein keine objektive oder subjektive metaphysische Garantie für den Sinn von Zeichen oder selbst für die Geltung von Regeln gibt, muß das Sprachspiel als Horizont aller Sinn- und Geltungskriterien einen transzendentalen Stellenwert besitzen. Vorgreifend könnte man sagen: Wir Menschen sind als Sprachwesen - im Gegensatz zu den Tieren - dazu verdammt, uns über Sinn- und Geltungskriterien unseres Handelns und Erkennens zu verständigen." (Apel 1972 S.26)

Die Möglichkeit einer solchen Verständigung setzt aber voraus, "daß die sprachliche Verständigung selbst in jedem möglichen Sprachspiel a priori an Regeln gebunden ist, die nicht durch Konventionen erst festgelegt werden können, sondern Konventionen allererst möglich machen." (Apel 1972 S. 26) Dies sind Meta-regeln aller konventionell festgelegten Regeln, sie gehören nicht bestimmten Sprachspielen an, sondern dem transzendentalen Sprachspiel der unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft. Solche Regeln sind Normen wie die Norm der Regel-Respektierung oder die Norm der wahren Rede. Es wäre unsinnig, diese Normen soziale Konventionen zu nennen, auf die man sich einigen könnte oder auch nicht. Sie sind vielmehr Bedingungen der Möglichkeit jeden funktionierenden Sprachspiels und müssen daher nicht nur prinzipiell anerkannt sondern auch in gewissem Maße erfüllt sein. (Apel 1972 S. 31)

Das transzendente Sprachspiel enthält nach Apel jedoch nicht nur Normen, sondern es begründet auch die Möglichkeit der Reflexion und damit des Transzendierens der faktischen Sprachspiele. Denn es gibt unbegrenzt viele verschiedene faktische Sprachspiele. Wenn diese selbst die letzten Horizonte für Sinnverstehen wären, so ist nicht mehr zu erklären, wie diese als Sprachspiele identifiziert werden können. Gegebene Sprachspiele können nur verglichen werden, wenn ein transzendentes Sprachspiel vorausgesetzt wird., sonst gäbe es keinen Standort, der einen Vergleich ermöglicht. So muß der Philosoph wie auch der Sozialwissenschaftler in der Lage sein, sowohl an allen faktischen Sprachspielen teilzunehmen wie auch einen kritischen Abstand dazu einzunehmen. Dies kann er nur, wenn er sich auf ein Sprachspiel beziehen kann, das in allen gegebenen Sprachspielen vorausgesetzt ist. (Apel 1972 S. 33f)

1.2.2 Der Antagonismus zwischen idealem und faktischem Moment in Apels Sprachspielkonzeption

Sprache beruht nach Apel auf Übereinkünften, die jedoch nicht willkürlich getroffen wurden, da in allen faktischen Sprachspielen bestimmte Regeln enthalten sind, die nicht auf Konventionen beruhen, auf die man sich nach Belieben einigen könnte oder auch nicht, die vielmehr apriorische Voraussetzung für die Etablierung von Konventionen sind. Solche Regeln, die dem transzendentalen Sprachspiel der unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft angehören, sind in allen faktischen Sprachspielen einerseits immer schon antizipiert, andererseits jedoch noch nicht vollkommen verwirklicht.

Die transzendente Voraussetzung von Wissenschaft ist deshalb weder idealistisch, noch materialistisch, noch positivistisch. Apel geht es vielmehr um eine dialektische Vermittlung von transzendentalen Idealismus und historischem Materialismus. Diese Vermittlung liegt in der unabdingbaren Voraussetzung des transzendentalen Sprachspiels der idealen Kommunikationsgemeinschaft einerseits und dem Postulat, daß die Ideale erst noch zu realisieren sind, andererseits. Aus dem Antagonismus zwischen idealem und faktischem Moment ergibt sich der dialektische Grundzug von Apels philosophischer Wissenschaftstheorie. (Apel 1972 S.5)

Argumentation und Verständigung untereinander ist notwendig. Beides ist möglich, weil ideale Normen vorausgesetzt und bis zu einem bestimmten Grad auch verwirklicht sind. Mit "dem Argumentieren - u.d.h. auch: mit jedem noch so radikalen Zweifel, der als Zweifel seinen Sinn haben soll - (sind) zugleich die transzendentalen Voraussetzungen der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie im Sinne des transzendentalen Sprachspiels einer unbegrenzten kritischen Kommunikationsgemeinschaft selbst gesetzt und implizit anerkannt." (Apel 1972 S. 3) Und diese idealen Normen sind auch teilweise verwirklicht, sonst wäre keine Verständigung und damit weder Zweifel noch Erkenntnis möglich.

Die Normen sind jedoch nur teilweise verwirklicht, so daß die Möglichkeit des Argumentierens in der heutigen Gesellschaft eingeschränkt ist. Apel kritisiert an Winch (vergl. Winch 1966), daß dieser ideale Verständigung gerade dort unterstellt, wo diese - nach Apel - a priori nicht eingelöst werden kann, nämlich bei den faktischen Sprachspielen, die nicht nur jeweils völlig verschieden sein können, sondern auch von gesellschaftlichen Bedingungen geprägt sind. (Apel 1972 S. 37) Winch verwechselt nach Apel das Ideal mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit, in der die rationale Kommunikation durch Repressionen und Tabuisierungen eingeschränkt ist. Es ist deshalb davon auszugehen, daß die Verständigung und die Möglichkeit der Argumentation beeinträchtigt ist, da nicht selbstbestimmte Menschen einen herrschaftsfreien Dialog führen, vielmehr hat man "mit ideologischen Fixierungen der vergesellschafteten Menschen zu rechnen." (Apel 1972 S. 39)

1.2.3. Die Verwirklichung der idealen Kommunikationsgemeinschaft

Als Konsequenz aus der von Apel unterstellten Tatsache, daß Verständigung und Argumentation in der gegenwärtigen Gesellschaft beeinträchtigt ist, fordert er die Verwirklichung der idealen Kommunikationsgemeinschaft. Dies ist notwendig, um Erkenntnis zu ermöglichen. Denn nach Apels Grundthese ist die "transzendental-normative Voraussetzung aller Wissenschaft: daß nämlich die Realisierung der Wahrheit a priori abhängt von der Realisierung der unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft in einer geschichtlich gegebenen Gesellschaft". (Apel 1972 S. 8)

Die Normen des transzendentalen Sprachspiels sind nicht nur die Bedingungen der Möglichkeit jedes funktionierenden faktischen Sprachspiels, sie sind zugleich die Bedingungen der Möglichkeit von Wissenschaft und Erkenntnis. Denn Apel geht davon aus, "daß die Objektivität der wertfreien Wissenschaft selbst noch die intersubjektive Geltung moralischer Normen voraussetzt." (Apel 1973b S. 395) Demzufolge ist es notwendig, die ideale Kommunikationsgemeinschaft zu verwirklichen, denn dies ist der Realisierung idealer Normen, welche die Voraussetzungen von Erkenntnis sind, äquivalent.

Die Einschränkungen der rationalen Kommunikation durch autoritäre Repression und Tabuisierung müssen aufgehoben werden. "Wo aber solche offenkundigen Verzerrungen gerade der idealen Funktion des Sprachspiels vorliegen" (Apel 1972 S. 39), ist keine Erkenntnis möglich, so daß das Ideal der unbegrenzten Verständigung in einer herrschaftsfreien Gesellschaft angestrebt werden muß.

Deshalb geht es "um die progressive Durchsetzung des immer schon transzendental vorausgesetzten idealen Sprachspiels in den gegebenen Lebensformen und gegen die irrationalen Schranken der Kommunikation in diesen Lebensformen." (Apel 1972 S.40) Apel meint, daß die Verwirklichung der idealen Kommunikationsgemeinschaft 'in the long run' möglich ist.

1.2.4 Kritik

Apel wollte mit seiner Konzeption des transzendentalen Sprachspiels der unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft das Problem lösen, wie Wahrheit möglich ist, wenn es doch unbegrenzt viele faktische Sprachspiele gibt, welche auf Konventionen beruhen. Er suchte nach einem festen Punkt, der als Maßstab für Erkenntnis dienen könnte. Diesen glaubt er in einem Ideal gefunden zu haben, das erst noch zu verwirklichen ist, wenngleich es auch immer schon in einem gewissen Grade realisiert sein muß.

Zunächst einmal ist festzuhalten, daß eine so verstandene transzendente Voraussetzung von Erkenntnis nichts mehr mit einem transzendentalen Prinzip im Sinne Kants zu tun hat. Denn letzteres ist als notwendige Bedingung, unter der allein Gegenstände Objekte der Erkenntnis werden können, immer schon gegeben und muß keineswegs erst noch hergestellt werden. Gerade durch diese notwendigen subjektiven Bedingungen wird die Möglichkeit objektiver Erkenntnis der Dinge als Erscheinung gewährleistet. Wenn es sich bei den transzendentalen Voraussetzungen um erst noch zu realisierende Ideale handeln würde, so könnten diese niemals die Möglichkeit von Erkenntnis begründen, denn sie wären ja keine notwendigen Bedingungen der Gegenstandserfahrung.

Apel fordert die Verwirklichung des transzendentalen Sprachspiels in der unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft. Demzufolge muß unter dem transzendentalen Sprachspiel ein potentiell faktisches Sprachspiel verstanden werden, das aber so umfassend sein muß, daß es alle möglichen faktischen Sprachspiele enthält. Denn die Verwirklichung des transzendentalen Sprachspiels bedeutet, daß die Ideale in einem faktischen Sprachspiel realisiert wären. Dies wirft ~~wirft~~ erstens die Frage auf, was unter einem solchen Sprachspiel vorgestellt werden kann, wenn es doch prinzipiell unendlich viele faktische Sprachspiele gibt. Das realisierte transzendente Sprachspiel müßte alle möglichen Sprachspiele enthalten.

Zum anderen widerspricht die Forderung nach Verwirklichung des transzendentalen Sprachspiels Apels Argument, daß das transzendente Sprachspiel die Regeln enthält, die sprachliche Konventionen erst ermöglichen. Die Regeln wären dann nicht erst zu verwirklichen, vielmehr müssen sie bereits verwirklicht sein als Bedingung der Möglichkeit von Sprachspielen. Die Regeln sind jedoch nicht selbst ein Sprachspiel. Demzufolge scheint es angemessener, nicht von einem transzendentalen Sprachspiel zu reden, sondern von Voraussetzungen, die jeder Sprache zugrunde liegen.

Eine solche Voraussetzung wären die Normen, sich auf eine Argumentation einzulassen, dabei nicht zu lügen, sondern sich um Wahrheit zu bemühen. "Lügen z.B. würde offenbar den Dialog der Argumentierenden unmöglich machen; aber dasselbe gilt schon von der Verweigerung des kritischen Verständnisses bzw. der Explikation und Rechtfertigung von Argumenten." (Apel 1973b S. 400) Ohne solche Normen wäre keine Verständigung möglich, wie Apel gezeigt hat.

Normen sind jedoch nicht die einzigen Voraussetzungen, die Argumentation ermöglichen: 'man muß sich in dergleichen Sprache über einen Gegenstand verständigen. Da es verschiedene Sprachspiele gibt, kann nicht von vornherein damit gerechnet werden, daß man 'die gleiche Sprache spricht'. Eine gemeinsame Sprache muß gefunden werden; die Regeln dieser Sprache müssen von den Kommunikationspartnern beherrscht werden; Die Begriffe müssen in gleicher Weise verwendet werden; die Eindeutigkeit von Begriffen kann - ev. mit Hilfe von Methoden - erhöht werden. Sprachliche Verständigung ist ein Problem, das zum Gegenstand der Reflexion gemacht werden muß. (vergl. A4) Die Voraussetzung hierfür ist jedoch eine Wirklichkeitserfahrung, ein vorsprachliches Verstehen von Sinnzusammenhängen. (vergl. A2)

Apel hat das Problem der sprachlichen Verständigung gesehen, ist ihm aber ausgewichen durch seine Konzeption des idealen Sprachspiels. Er meint, daß die bestmögliche Verständigung gerade nicht in den faktischen Sprachspielen erreicht werden kann (vergl. A1.2.2), ein Ideal ist deswegen seiner Ansicht nach anzustreben. So hat er die Verständigungsproblematik lediglich auf Normen bezogen und hermeneutisch-methodologische Frage unberücksichtigt gelassen. Wir sind jedoch gezwungen, uns in und über die uns zur Verfügung stehenden Sprachen zu verständigen, d.h. in und über faktische Sprachspiele. Und die Möglichkeit der Verständigung kann mit Hilfe methodologischer Überlegungen verbessert werden, wobei sich Methoden selbst immer in einem Argumentationszusammenhang zu rechtfertigen haben. (vergl. A4)

Wenn Sprache selbst an Voraussetzungen gebunden ist, könnte noch einmal die Frage aufgeworfen werden, ob Sprache als letzter Horizont für Geltungsfragen anzusehen ist, oder ob es nicht sinnvoller wäre, Normen bzw. der Erfahrung diesen Stellenwert zuzuerkennen. Wir haben gezeigt, daß Gegenstände nur in einer Sprache zu Gegenständen der Erkenntnis werden können. (vergl. A 1.1.3) Zwischen Erfahrungen und Sprache besteht ein dialektisches Verhältnis, Sprache wird von Erfahrungen strukturiert, Erfahrungen werden im Lichte einer Sprache gemacht. Auch Normen sind keine absoluten Größen, sondern abhängig von einer Kommunikationsgemeinschaft. Diese These widerspricht der Argumentation Apels.

Normen sind nach Apel die Voraussetzung jeden funktionierenden Sprachspiels. Er meint, "daß es unsinnig wäre, die Norm der wahren Rede eine Konvention zu nennen, auf die sich eine Gesellschaft einigen oder auch nicht einigen könnte." (Apel 1972 S. 31) Was jedoch im konkreten Fall als wahr gelten kann, ist abhängig von einer Kommunikationsgemeinschaft, von ihrer Sprache und den darin enthaltenen normativen Vorentscheidungen. (vergl. A 1.4) So ist es möglich, daß in einer Kommunikationsgemeinschaft nur das als wahr anerkannt wird, was unter bestimmten methodischen Fragestellungen gewonnen worden ist. Normen sind deshalb selbst abhängig von einer Kommunikationsgemeinschaft und nicht nur Grundlage jeder Sprache. Das bedeutet aber zugleich, daß sich Normen in einem Argumentationszusammenhang zu rechtfertigen haben.

An dieser Stelle ist erneut die Frage aufzuwerfen, was als fester Punkt für Erkenntnis gelten kann. Wie können Sprachspiele die Möglichkeit von Erkenntnis begründen, wenn es unendlich viele mögliche Sprachspiele gibt und diese auf Konventionen beruhen. Apel wollte ursprünglich begründen, daß sprachliche Konventionen keine irrationalen Willkürentscheidungen sind (vergl. A1.2.1). Dies ist ihm nicht gelungen, denn er hat sofort den Begriff des transzendentalen Sprachspiels eingeführt, welches nach ihm nicht auf Konventionen beruht, sondern diese erst ermöglicht. Dadurch sind nicht die Konventionen begründet worden. Wir müssen deshalb die Frage weiterverfolgen, ob denn faktische Sprachspiele tatsächlich auf Willkürentscheidungen beruhen. Da sich Apel auf Wittgenstein bezieht, werden wir diese Frage anhand von Wittgenstein zu lösen versuchen. (vergl. A 2)

Mit dem Begriff des transzendentalen Sprachspiels wäre das Problem gelöst, daß es verschiedene faktische Sprachspiele gibt, so daß nicht entschieden werden kann, auf welches man sich beziehen soll, wenn es um Erkenntnis geht. Denn das transzendente Sprachspiel soll nach Apel alle faktischen Sprachspiele umfassen, so daß es das einzig relevante Sprachspiel für Erkenntnis wäre. Die Annahme, daß es solch ein transzendentes Sprachspiel auch tatsächlich gibt, kann er jedoch nicht anders begründen als durch die These, daß es immer schon (teilweise) verwirklicht ist, und d.h. er kann die Annahme, daß es ein einziges Sprachspiel, das ideale Verständigung in einer unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft garantiert, gibt, gerade nicht begründen. Denn das Ideal ist nicht verwirklicht, und seine Möglichkeit wird lediglich unterstellt.

Erkenntnis von solch einem Ideal abhängig zu machen wäre gleichbedeutend mit dem Verlust jeden Wahrheitsbegriffs. Denn wie sollte entschieden werden, wann eine Aussage richtig ist und wann nicht? Apel sagt, daß Argumentieren möglich ist, weil das Ideal teilweise realisiert ist, und gleichzeitig, daß Argumentieren unmöglich ist, weil das Ideal erst noch zu verwirklichen ist. Das Ideal wird unterstellt und kann selbst nicht begründet werden, jedoch soll Erkenntnis von seiner Realisierung abhängig sein. Das Problem, wann eine Aussage im hier und jetzt richtig ist, kann mit dem Begriff des transzendentalen Sprachspiels nicht gelöst werden, weil dieser immer schon auf etwas Zukünftiges zielt.

1.2.5 Zusammenfassung

Die Frage, wie Erkenntnis möglich ist, konnte in diesem Abschnitt nicht beantwortet werden, so daß sie weiter zu verfolgen ist. Wir mußten Apels Konzeption eines transzendentalen Sprachspiels kritisieren, das Problem, wie bei potentiell unendlich vielen faktischen Sprachspielen Erkenntnis möglich ist, bleibt vorläufig ungelöst. (vergl. A2 und A3)

Es wurde angesprochen, daß Normen in jeder Sprache vorausgesetzt sind, wobei Normen selbst in einem Argumentationszusammenhang zu rechtfertigen sind. Normative Frage dürfen deshalb bei der Behandlung der Sprachproblematik nicht ausgeklammert werden. (vergl. A 1.4) Da es verschiedene Sprachspiele gibt, ist es ebenfalls notwendig, praktische Probleme, die bei der Verständigung untereinander auftreten können und zu lösen sind, differenzierter herauszuarbeiten als dies Apel getan hat. (vergl. A4)

1.3 Apels Wahrheitsbegriff

Apel wollte das Problem des Relativismus, das daraus folgt, daß es unbegrenzt viele und auf Konventionen beruhende faktische Sprachspiele gibt, durch die Annahme eines transzendentalen Sprachspiels lösen. Damit machte er die Möglichkeit von Erkenntnis von der Realisierung eines Ideals abhängig. Jetzt soll Apels Wahrheitsbegriff genauer analysiert und die damit verbundenen Probleme herausgearbeitet werden.

Apel bezieht sich ausdrücklich auf eine Konsenstheorie (vergl. Apel 1972 S.2). Zu übereinstimmenden Urteilen kann man in jeweils verschiedenen Sprachspielen gelangen, die Annahme eines einzigen Sprachspiels ist für einen Wahrheitsbegriff im Sinne der Konsenstheorie nicht notwendig. In diesem Abschnitt sind die Fragen zu diskutieren, ob intersubjektive Übereinstimmung notwendige Bedingung für Erkenntnis ist, welche Probleme ein pragmatischer Wahrheitsbegriff mit sich bringt, welche Rolle der Gegenstand der Erkenntnis spielt.

1.3.1 Intersubjektive Übereinstimmung als Kriterium

Die jemeinige Bewußtseinsevidenz reicht nach Apel nicht aus, um die Geltung von Aussagen zu begründen, weil diese Anschauungsevidenz individuell ist. Zur intersubjektiven Geltung ist es nötig, die Anschauungsevidenz mit einem Sprachspiel zu verknüpfen, sonst bleibt bloß eine blinde Erlebnisgewißheit. Die Argumentation in einer Kommunikationsgemeinschaft ist deshalb unhintergehbare Basis für alle Geltungsfragen. (Apel 1972 S. 2)

Apel bezieht sich auf Wittgenstein, der zeigt, daß individuelle Erkenntnis deswegen unmöglich ist, weil eine Privatsprache niemals Grundlage für intersubjektiv gültige Erkenntnis sein kann (Wittgenstein 1977 - im folgenden abgekürzt mit "PU" - 258). Angenommen, man wollte eine Privatsprache entwickeln und deshalb eine Empfindung mit dem Buchstaben E bezeichnen. Die Bezeichnung soll bewirken, daß man sich in Zukunft richtig an den Buchstaben E erinnert, wenn die Empfindung wieder auftritt. Das Problem besteht jedoch darin, daß kein Kriterium für eine richtige Erinnerung zur Verfügung steht. "Man möchte hier sagen: richtig ist, was immer mir als richtig erscheinen wird. Und das heißt nur, daß hier von 'richtig' nicht geredet werden kann." (PU 258)

Eine Privatsprache müßte auf privaten Regeln beruhen, für die Befolgung der Regeln steht jedoch kein Kriterium zur Verfügung, so daß man nicht wissen kann, wann man einen Begriff richtig anwendet und wann nicht. Wittgenstein behauptet nicht, das eine Privatsprache grundsätzlich unmöglich wäre, man kann durchaus eine Empfindung mit einem Zeichen assoziieren und so eine Sprache entwickeln, die nur ein Mensch allein versteht. Aber solch eine Zeremonie ist erstens für die praktische Lebensbewältigung sinnlos, und zweitens kann nichts über die Richtigkeit von Erinnerungen und das Befolgen von Regeln ausgesagt werden, weil kein Kriterium zur Verfügung steht. Eine subjektive Rechtfertigung ist nicht möglich, da sie als Rechtfertigung an eine unabhängige Stelle appelliert. (PU 265)

Das Kriterium kann nach Wittgenstein nur im richtigen Sprachgebrauch liegen. Einer allein kann keiner Regel folgen, denn das Befolgen einer Regel ist als Gepflogenheit (PU 199) untrennbar an eine Lebenspraxis gebunden. In jeder Regelanwendung wird deshalb die faktische Kommunikationsgemeinschaft immer schon vorausgesetzt.

Apel nimmt von vornherein an, daß die einzige objektive Stelle, an der sich Erkenntnis ausweisen kann, eine intersubjektive Übereinstimmung in den Urteilen ist. Eine subjektive Rechtfertigung ist nicht möglich, auch die Übereinstimmung einer Aussage mit einer Sache - ein Wahrheitsbegriff im Sinne der *adäquation intellectus et rei* - kann nicht Erkenntnis rechtfertigen. Das Kriterium liegt vielmehr einzig und allein im richtigen Gebrauch von Sprachspielen, d.h. es liegt ein pragmatischer Wahrheitsbegriff zugrunde. (vergl. A1.3.2)

Es ist sicher notwendig, sich zu verständigen. Ist aber eine Aussage erst dann richtig, wenn sie intersubjektiv anerkannt wird? Es wäre denkbar, daß ein einzelner etwas entdeckt, was andere noch nicht gesehen haben, so daß sie seiner Aussage darüber nicht zustimmen können. Die Aussage kann deswegen trotzdem nicht falsch sein, da sie sich ja auf eine wahrgenommene Wirklichkeit bezieht. Wenn nur das als wahr angesehen werden kann, über das man intersubjektiv übereinstimmt, so stellt sich die Frage, ob eine Realität erst dann zur Realität 'für uns' wird, wenn man sie anerkennt, und das heißt zugleich, daß der Gegenstand der Erkenntnis aus ihr als völlig irrelevant gleichsam herausfällt. Das Problem des Gegenstandsbezuges ist bei Apel tatsächlich unzureichend gelöst wie noch zu zeigen ist. (vergl. A 1.3.3)

Das Problem des Gegenstandsbezuges muß noch behandelt werden, die Frage, ob eine Aussage erst dann richtig ist, wenn sie intersubjektiv anerkannt wird, ist in diesem Zusammenhang jedoch anders zu stellen. Denn man darf nicht von der Annahme ausgehen, daß die Herstellung von Konsens lediglich ein technisch- methodisches Problem ist. Denn Aussagen sind, wenn sie verständlich sind, schon von vornherein in einer öffentlichen Sprache formuliert. Die Kommunikationsgemeinschaft ist deshalb apriorische Voraussetzung für jede Aussage und damit für Erkenntnis, denn ohne sprachliche Artukulation bleibt nur eine blinde Erlebnissgewißheit. Wie Apel gezeigt hat, ist die Verknüpfung mit einem Sprachspiel notwendig, denn Erfahrungen, über die man nicht reden kann, können niemals Erkenntnis begründen. Nur in einer Sprache kann ein Gegenstand zum Gegenstand der Erkenntnis werden. (vergl. A 1.1.3)

Da die Kommunikationsgemeinschaft apriorische Voraussetzung für Erkenntnis ist, ist Intersubjektivität in allen Aussagen schon von vornherein gegeben, denn sie sind in einer öffentlichen Sprache formuliert. Das Problem besteht jedoch darin, daß es nicht nur eine einzige Sprache gibt, sondern verschiedene Sprachspiele, welche jedoch nicht als Privatsprachen mißverstanden werden dürfen, sie sind immer schon allgemein, wenn sie ihre Funktion der Verständigung erfüllen sollen. Konsensbildung bedeutet deswegen zunächst einmal, daß man eine gemeinsame Sprache finden muß - wobei in jeder Sprache immer schon zugleich der Gegenstand angesprochen ist, da Konsensbildung nur auf der Grundlage eines Gegenstandsbezuges möglich ist (vergl. A3).

Die Notwendigkeit der Konsensbildung folgt deswegen aus der Tatsache, daß es verschiedene Sprachspiele gibt. Konsensbildung bedeutet deswegen nicht das Herstellen von Realität, sondern das Einigen auf eine Sprache, wobei in dieser Sprache immer ein bestimmter Aspekt des Gegenstandes angesprochen wird. (vergl.A3). Vorgreifend können wir sagen, daß es nicht um eine Kritik der Konsentstheorie geht, sondern um ihre Rechtfertigung, da Konsensbildung in einer Sprache nur auf der Grundlage eines Gegenstandsbezuges möglich ist.

Intersubjektive Übereinstimmung ist deswegen notwendige Bedingung für Erkenntnis, weil Verständigung untereinander - über eine Sache - ein Problem ist, und Gegenstände nur in einer Sprache zu Gegenständen der Erkenntnis werden können. Nicht im Nachhinein werden jeweils 'private' Aussagen verglichen, sie sind vielmehr immer schon an die allgemeine Lebenspraxis gebunden, denn die Kommunikationsgemeinschaft ist apriorische Voraussetzung aller Aussagen.

1.3.2 Die pragmatische Dimension

Wittgenstein stellt zwar nicht ausdrücklich die Frage nach einem Wahrheitsbegriff, jedoch liegt bei ihm wohl ein pragmatischer zugrunde. Denn die richtige Anwendung von Regeln kann sich nur in der Praxis zeigen und "die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache"(PU 43), zumindest jedenfalls in den meisten Fällen. Auch Apel bezieht sich auf einen pragmatischen Wahrheitsbegriff. (Apel 1973a S. 138ff)

Nach der Lehre der Pragmatismus (vergl. Peirce 1970 S. 277) liegt die volle Bedeutung eines Begriffs in den Konsequenzen, die er auslöst. In diesen Konsequenzen zeigt sich die Wahrheit eines Begriffes. Diese müssen vor dem Handeln antizipiert sein und zwar entweder in Form eines zu empfehlenden Verhaltens, woraus sich bestimmte ethische Forderungen ableiten, oder in Form von Erfahrungen, die zu erwarten sind, wenn der Begriff wahr ist. Die Konsequenzen sind jeweils anders wenn der Begriff wahr ist oder nicht. Die Bedeutung, die sich in anderen Begriffen ausdrückt, hat auch andere Konsequenzen; bzw. wenn die Konsequenzen gleich sind, liegt derselbe Begriff zugrunde, sein Name ist nur anders.

Durch Begriffe wird eine Reaktion ausgelöst. Eine Aussage muß wirksam sein, allein hierin kann sich ihre Wahrheit zeigen. Die Konsequenzen können jedoch verschiedener Art sein und sie sind anders, wenn eine Aussage wahr oder falsch ist. Wenn diese Aussage wahr ist, so ist mit ganz bestimmten Erfahrungen zu rechnen. Das richtige Umgehen mit Begriffen in der Lebenspraxis erweist sich an solchen Erfahrungen. Die Differenzierung von Name und Begriff zeigt, daß ein Begriff nicht einfach dasselbe ist wie etwas benennen, denn derselbe Begriff kann in verschiedenen Namen gemeint sein.

Morris differenziert die Reaktionen, die durch Begriffe ausgelöst werden können und unterscheidet verschiedene Modi des Bezeichnens (vergl. Apel 1972a S. 151 ff): a) Identifikatoren - z.B. hier, jetzt, dies, ich - haben die Funktion der räumlichen und zeitlichen Einordnung; b) durch Designatoren - z.B. schwarz, Tier, größer - soll im Zeicheninterpretieren eine Reaktion ausgelöst werden, die durch die bezeichneten objektiven Charaktere der Umgebung bestimmt ist; c) durch Wertschätzung

- z.B. gut, schlecht, Dieb, Feigling, unbeträchtlich - soll der Interpret zu einen begünstigenden oder vorzuziehenden Verhalten disponiert werden; d) durch Präskriptoren sollen bestimmte Handlungen provoziert werden -z.B"komm hierhin"(kategorische Präskriptoren), "wenn dein Bruder anruft, komm hierhin" (hypothetische Präskriptoren), "komm her, dann kann ich Dir den Brief geben"(begründete Präskriptoren) ; e) formative Zeichen wie und, oder , einige, fünf, Variable, Wortstellung.

Die sprachlichen Zeichen bzw. Aussagen haben nach Morris also eine bestimmte Funktion, die im Interpretieren die entsprechende Reaktion hervorrufen. Ob die Reaktion richtig ist, d.h. ob die Aussage wahr ist oder nicht, läßt sich mit Hilfe der Identifikatoren (a) bei Designatoren (b), Wertschätzung (c) und Präskriptoren (d) feststellen: "Designative Sätze, also Feststellungen, sind dann wahr, wenn die bezeichneten Charaktere der Umgebung von Zeicheninterpretieren am bestimmten Ort und Zeitpunkt angetroffen werden können. Wertschätzungen dann, wenn das Bewertete bei seiner Identifizierung sich als dem Vorzugsverhalten des Interpretieren gemäß erweist. Vorschriften dann, wenn das geforderte Verhalten sich als durch die identifizierte Situation hervorgerufen erweist."(Apel 1972a S. 153)

Morris meint - und mit ihm Apel -, daß Feststellungen dann wahr sind, wenn die Tatsachen vom Interpretieren - an einem bestimmten Ort und zu einem bestimmten Zeitpunkt-tatsächlich angetroffen werden. Dabei ist jedoch zu beachten, daß nicht die Aussage über den Sachverhalt allein genügt, um den Wahrheitsanspruch von Feststellungen zu begründen, vielmehr ist nach Morris eine Reaktion notwendig. Die Aussage muß also irgendeine Wirkung haben, nur unter dieser Bedingung kann danach gefragt werden, ob sie wahr oder falsch ist.

Zum zweiten ist zu bedenken, daß die Reaktion nicht durch den Sachverhalt selbst hervorgerufen wird, sondern durch eine Aussage darüber. Eine Feststellung kann jedoch falsch sein, ev. wird sogar absichtlich nicht die Wahrheit gesagt. Eine gleiche Aussage löst jedoch dieselbe Reaktion aus unabhängig davon, ob sie wahr oder falsch ist, bzw. die Wahrheit oder Falschheit von Aussagen läßt sich nur anhand eines Gegenstandsbezuges erweisen.

Auch nach der Richtigkeit von Bewertungen und Präskriptoren kann ^{nach Morris} nur anhand von geäußertem Verhalten, d.h. Reaktionen auf Aussagen wie z.B. "A ist ein Dieb", "mache das", gefragt werden. Als richtig sind solche Aussagen dann anzusehen, wenn sie dem Vorzugsverhalten entsprechen bzw wenn man tatsächlich der Aufforderung in einer Situation nachkommt. Eine solche Auffassung ist scharf zu kritisieren. Denn nach Morris scheint die Bewertung "A ist ein Dieb" genau dann richtig zu sein, wenn man immer schon dieser Ansicht war und sich auch entsprechend verhalten hat. Und Vorschriften sollen sich dadurch rechtfertigen, daß man ihnen tatsächlich folgt.

Die Schwierigkeiten eines pragmatischen Wahrheitsbegriffs im Sinne von Morris, auf den Apel sich bezieht, liegen darin, daß die Frage nach der Wahrheit von Aussagen nur aufgrund deren Wirksamkeit gestellt werden kann, die Aussage jedoch unabhängig von ihrer Wahrheit wirksam sein können. Hier ist nicht nur ein bloß theoretischer Konsens ausschlaggebend, sondern die praktische Wirksamkeit und Nützlichkeit einer Aussage entscheidet über ihre Wahrheit. Dies führt zu dem zusätzlichen Problem, daß durch besonderes rhetorisches Geschick eine Aussage wirksam werden kann und dadurch anerkannt wird.

Eine Aussage muß in irgendeiner Weise wirksam sein, sonst ist sie für Erkenntnis und auch für das Handeln im Alltag vollkommen irrelevant. Es darf jedoch nicht die Wirksamkeit einer Aussage mit ihrer Wahrheit gleichgesetzt werden. Um die Wahrheit einer Aussage zu begründen, genügt es auch nicht, wenn die Kommunikationspartner sich einigen, wenn sie einen Konsens finden. Zwar muß ein Wahrheitsbegriff die praktische Redesituation berücksichtigen, weil sonst seine Anwendbarkeit in Frage gestellt ist. Jedoch muß er zusätzlich einen Bezug zum Gegenstand der Erkenntnis begründen, wenn die Möglichkeit von Erkenntnis nicht ihre Grenze in einem willkürlichen Behaupten und einem Einigen auf etwas finden soll. (vergl. auch Lorenz 1972 S. 112ff)

1.3.3 Das Problem des Gegenstandsbezuges

Gemäß der Konsentstheorie wird die Tatsache, daß ein Satz intersubjektiv anerkannt wird, als hinreichendes Kriterium für seinen empirischen Charakter angesehen. Zu welchen Schwierigkeiten dies führt, zeigt Holzkamp (1968 S. 59ff) in seiner Diskussion der Protokollsatzlehre Carnaps. Protokollsätze sollen wissenschaftliche Zeichensysteme im Außerlogischen verankern, sie sollen systemtranszendente Verbindlichkeit wissenschaftlicher Feststellungen ermöglichen. Dazu wäre es jedoch notwendig, daß sie durch eindeutige Merkmale von anderen Sätzen unterschieden werden können. Dies ist aber gerade nicht möglich, denn die Aussage, daß sich Protokollsätze dadurch auszeichnen, daß sie von mehreren Wissenschaftlern anerkannt werden, führt nicht über den sprachlichen Konsens hinaus auf einen Erfahrungsgegenstand. Auch bei tautologischen Umformungen von Sätzen können Wissenschaftler schließlich übereinstimmen.

Die entscheidende Frage, die in dieser Argumentation angesprochen wird, ist, wie das Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit zu denken sei. Denn wenn Sprache allein auf Konventionen beruht, kann eine Übereinstimmung in den Urteilen niemals eine Wirklichkeitserkenntnis begründen. Dazu ist vielmehr die Annahme notwendig, daß mit der Sprache ein Bezug zu den Gegenständen der Erkenntnis gegeben ist.

Um das Problem zu lösen, wie das Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit vorgestellt werden kann, bezieht sich Apel auf Heidegger. (Apel 1973a S.290ff) Auch bei Heidegger sind durch Sprache das unausdrückliche Seinsverständnis und damit mögliche Welterfahrungen weitgehend festgelegt. Insofern meint Apel, auch Heidegger sehe den wahren Sinn der Frage nach dem Sein des Seienden in der Bedingung der Möglichkeit der Rede vom Seinenden. Heidegger will jedoch nicht seine Ontologie durch eine Ontosemantik ersetzen. Die Frage nach der Sprache soll vielmehr aufgehoben werden in der Frage nach dem Sein, " das im menschlichen Dasein als In-der-Welt-sein ein Selbstverständnis und eine sprachliche Artikulation dieses Selbstverständnisses gewinnt." (Apel 1973a S. 295). So werden einerseits die Gegenstände der Erfahrung durch sprachlich ausgedrücktes Vorverständnis gesetzt. Dieses Vorverständnis ergibt sich jedoch notwendig aus der Struktur des Daseins, so daß es niemals beliebig sein kann sondern selbst dem Sein angehört.

Sprache ist deshalb keine willkürliche Konstruktion, sondern alle Wirklichkeit ist in der Wirklichkeit der Sprache gegeben. "Jede Reduktion des Seins des Seienden auf nichts als sprachliche Konventionen, Fiktionen, Konstruktionen oder dgl.

versucht, sich über die Sprache als Bedingung der Möglichkeit der Konstitution von etwas als etwas hinwegzusetzen und eine An-sich-Wirklichkeit zu denken, über die man nicht mehr sprechen kann." (Apel 1973a S.328)

Apel verzichtet explizit auf eine Unterscheidung zwischen Ding an sich und Erscheinungswelt (Apel 1973a S.325). Zwar können wir nur unter endlichen Bedingungen erkennen, und ein entscheidender Aspekt unserer endlichen Erkenntnismöglichkeiten ist die sprachliche Verfaßtheit der Wirklichkeit. Aber gerade dies ist keine Fiktion sondern Wirklichkeit selbst. Wir können nur in der Sprache etwas als etwas denken, nur sprachlich beschriebene Wirklichkeit erkennen.

Während Heidegger beide Aspekte berücksichtigt, die Sprache und das Sein, ist bei Apel alle Wirklichkeit ausschließlich in der Sprache gegeben. Die Möglichkeit einer vorsprachlichen Wirklichkeit, über die man - noch - nicht sprechen kann, schließt er aus. Das Problem, daß Sprache teilweise auf Konventionen beruht, hat er nicht gelöst. (A1.2) Vielmehr ist bei ihm alle Wahrheit relativ auf konventionell eingeführte Form- und Bezeichnungsregeln (Apel 1973 a S. 145). Tatsachen selbst sind nie gegeben, sondern nur in sprachlich beschriebener Weise. Eines läßt sich nach Apel "mit Sicherheit behaupten: bestimmte Eigenschaften der Dinge, an denen wir die Richtigkeit unserer Bezeichnungen messen könnten, kennen wir selbst nur im Lichte der Bedeutungen, besser: des inhaltlichen Weltbildes einer Umgangssprache, durch das die möglichen Eigenschaften von Dingen im vornhinein als Sinneinheiten konstituiert sind." (Apel 1973a S. 159)

Alle Wirklichkeit ist nach Apel nur in einer Sprache gegeben. Sprache selbst beruht jedoch, wenn auch nicht vollständig, so doch teilweise auf Konventionen. Worin kann dann die Möglichkeit einer Wirklichkeitserkenntnis begründet liegen ? Apel führt hier das transzendente Sprachspiel der idealen Kommunikationsgemeinschaft ein, wir haben dies kritisiert. (vergl. A.1.2). Da alle Gegenstände bei Apel nur im Lichte einer Sprache erfahren werden können, bzw. im Lichte der Alltagssprache als letzter Metasprache (Apel 1973a S. 146), kann auch kein Gegenstandsbezug die Möglichkeit von Erkenntnis rechtfertigen, dies Problem bleibt vielmehr ungelöst.

Ein Konsens kann niemals einen Bezug zum Gegenstand begründen, wenn Sprache lediglich auf Konventionen beruht. Eine Übereinstimmung in den Urteilen wäre nur dann Wirklichkeitserkenntnis, wenn in der Sprache selbst die Gegenstände angesprochen sind. Dies setzt aber die Möglichkeit eines sprachunabhängigen Gegenstandes der Erfahrung voraus. Denn Sprache muß konventionelle Momente enthalten, da es verschiedene Sprachspiele gibt. Wenn durch solche Sprachspiele die Gegenstände jedoch vollkommen bestimmt wären, so könnte nicht mehr erklärt werden, wie wir zu einer Wirklichkeitserkenntnis gelangen. Die Annahme einer vorsprachlichen Wirklichkeit ist deshalb Voraussetzung für die Möglichkeit von Erkenntnis. (vergl. A2)

Wir stimmen mit Apel darin überein, daß Erkenntnis nur in einer Sprache möglich ist und daß auch Erfahrungen zumeist von alltagssprachlichen Sinninterpretationen geleitet werden. Im Gegensatz zu Apel gehen wir jedoch davon aus, daß sich Sprache selbst auf der Grundlage von vorsprachlichen Erfahrungen entwickelt, und hierzu ist eine An-sich-Wirklichkeit, über die

man nicht - mehr oder noch nicht - sprechen kann, Voraussetzung. Nur unter dieser Voraussetzung ist auch zu erklären, wie Sprache die Funktion haben kann, Neuwahrnehmungen zu ermöglichen, und dadurch Eigenschaften der Umwelt allererst eröffnet.

(Apel 1973a S. 160) Die Suche nach neuen Begriffen kann nur durch Erfahrungen bedingt sein, die nicht vollständig von bereits bekannten Begriffen bestimmt sind. Es ist deshalb ein dialektisches Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit anzunehmen.

1.3.4 Zusammenfassung

Konsens ist notwendige Voraussetzung für Erkenntnis, weil man sich in einer gemeinsamen Sprache verständigen muß, jedoch nicht hinreichende. Ein Wahrheitsbegriff muß zusätzlich viel mehr den Gegenstandsbezug berücksichtigen. Dazu ist von der Möglichkeit einer vorsprachlichen Realität auszugehen. (vergl. A2)

1.4 Gegenstandskonstituierende Erkenntnisinteressen

Sprache bildet Wirklichkeit nicht einfach ab, sondern strukturiert sie auch. Schon in die Beschreibung von Tatsachen gehen normative Vorentscheidungen ein, die nach verschiedenen erkenntnisleitenden Interessen differenziert werden können. (vergl. auch A 2.1.2)

Auch über Normen ist eine argumentative Auseinandersetzung notwendig (vergl. A 1.2). Hieraus ergibt sich eine Rechtfertigung bestimmter Normen, nämlich daß die Verständigung untereinander und die Fähigkeit zu rationaler Argumentation gefördert werden soll. Wenn es um die Selbsterkenntnis des Menschen geht, scheint hierfür die Methode des explanatorischen Verstehens geeignet zu sein.

1.4.1 Normative Voraussetzungen

Erfahrungen werden immer im Lichte von Theorien gemacht, die Sprache bestimmt von vornherein, unter welchem Aspekt ein Gegenstand zum Gegenstand der Erkenntnis wird. Theoriefreie Beobachtungen, die als Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnis artikuliert sein müssen, sind nicht möglich. Solche Theorien können jedoch nicht normativ neutral sein, da in ihnen zugleich die Zwecke der Erkenntnis enthalten sind. So ist es auch eine normative Vorentscheidung, wenn man den Sinn von Wissenschaft lediglich darin sehen will, "technische Ratschläge für eine zweckrationale Mittelwahl" (Schulz 1976 S. 159) zu liefern, und die Problematik von Wertungen aus der wissenschaftlichen Diskussion ausklammern möchte. Eine solche Entscheidung setzt bereits einen normativen Standort voraus. (vergl. Schulz 1976 S. 145ff)

Apel meint, daß es für die Humanwissenschaften jedoch nicht genügt, darauf hinzuweisen, daß Daten nur im Lichte von - normativ nicht neutralen - Theorien als Daten konstituiert werden können, was auch für die wertungsfrei festgestellten Daten der Naturwissenschaften gilt. "Es muß darüber hinaus darauf hingewiesen werden, daß die sogenannten Daten im Falle der Humanwissenschaft selbst die Eigenschaft der subjektiven Normenbefolgung haben; das heißt aber, daß sie primär - selbst unter dem Vorbehalt nachträglicher Verfremdung und Neutralisierung - aus einer zugleich kommunikativen und selbstreflexiven, und d.h. eben: hermeneutischen Einstellung heraus konstituiert werden müssen." (Apel 1973b S. 385)

Eine Theorie basiert insofern immer schon auf normativen Voraussetzungen, als die Zwecke der Erkenntnis implizit in ihr enthalten sind, unabhängig davon, ob darüber reflektiert wird oder nicht. Durch diese Theorie sind mögliche Daten vorgegeben, die dann jedoch in den Naturwissenschaften ohne weitere Wertungen registriert werden können als 'wertfrei feststellbare Daten', wie Apel sich ausdrückt.

In den Humanwissenschaften ist die Situation jedoch anders. Hier ist zwischen Handeln und beobachtbarem Verhalten zu unterscheiden. Während das methodisch verdinglichte Verhalten in gleicher Weise wie naturwissenschaftliche Daten registriert werden kann, ist beim Handeln ein Verstehen von Intentionen Voraussetzung. Dieses ist wiederum nur möglich, wenn man bestimmte Normen antizipiert hat, und damit meint Apel vor allem, daß man ein Handeln aus guten Gründen nachvollziehen und damit feststellen kann.

Wenn es um zweckrationales Handeln geht, haben Daten in den Humanwissenschaften selbst die 'Eigenschaft der Normbefolgung'. Denn zweckrationales Handeln setzt ein Wissen um Normen voraus, weil nur solch ein Handeln als rational in Bezug auf bestimmte Zwecke angesehen werden kann, welches bestimmten Normen entspricht. Die Normen sind jedoch nicht der sinnlichen Anschauung gegeben, sondern müssen verstanden sein. Handeln kann deshalb im Gegensatz zum beobachtbaren Verhalten nicht ohne Bewertung als Handeln erkannt werden. Denn Handeln wird insofern bewertet, als ein guter Grund im Sinne des Ideals der Zweckrationalität gefunden werden muß. Nur dadurch ist ein Verständnis von Handlungen möglich, welche im strengen empirischen Sinne eigentlich nicht erfahrbare sind. (vergl. Apel 1972 S. 9)

Der entscheidende Unterschied zwischen Daten der Naturwissenschaft und Daten der Humanwissenschaft scheint nach Apel darin zu liegen, daß beim Verständnis von Handlungen Normen bereits vollzogen sein müssen, und aus einer hermeneutischen Interpretation des eigenen normativen Handelns werden Daten konstituiert. Solche Daten sind nicht 'wertfrei', sondern normativ, weil sie untrennbar mit dem eigenen Selbstverständnis im Handeln gesetzten Normen verbunden sind. Der Sozialwissenschaftler ist demzufolge erkennendes Subjekt und Objekt seiner Erkenntnis zugleich bzw. muß er die eigene Person als 'Instrument' einsetzen, denn er hat als Handelnder immer schon das vollzogen, was er als Objekt seiner Erkenntnis konstituiert und was er als Subjekt zum Gegenstand macht.

Um zweckrationales Handeln als ein solches erkennen zu können ist also ein Wissen um Normen Voraussetzung. Im Gegensatz dazu kann beobachtbares Verhalten ohne Bewertung festgestellt werden (Apel 1972 S. 9), jedoch scheint auch hier die gleiche Subjekt-Objekt-Problematik zugrunde zu liegen, so daß auch das Verhalten nicht mit Daten im naturwissenschaftlichen Sinn gleichgesetzt werden darf. Diesen Aspekt hat Apel nicht klar herausgearbeitet. Denn einerseits weist er immer wieder auf die Subjekt-Objekt-Problematik hin. So wirft er die Frage auf, ob sich Naturwissenschaften und Humanwissenschaften nicht gerade dadurch unterscheiden, daß in letzteren Subjekt und Objekt das gleiche ist (Apel 1972 S. 6). Andererseits spricht er jedoch vom beobachtbaren, "methodisch verdinglichten Verhalten von Menschen im Sinne einer gesellschaftlichen Quasinatur" (Apel 1972 S.9), welches er den empirischen Erfahrungen der Natur insofern gleichsetzt, als beide ohne normatives Engagement erklärt werden können. Es ist jedoch ein Unterschied, ob man von den Strukturen, die untersucht werden sollen, zugleich bestimmt ist, und dies ist nicht nur bei intensionalen Handlungen der Fall, sondern auch beim Verhalten. Zwischen Daten der Naturwissenschaft und der Humanwissenschaft besteht insofern ein prinzipieller Unterschied (vergl. z.B. Schütze u.a. 1976, Garfinkel 1976a, Garfinkel / Sacks 1976b, Wieder / Zimmerman 1976).

Um beobachtbares Verhalten in Abgrenzung zu intensionalem Handeln erklären zu können, müssen zwar nicht Normen vollzogen sein, aber der Sinn des Verhaltens muß verstanden werden. (vergl. A 1.4.3 sowie A 2) Und dies ist etwas anderes, als naturwissenschaftliche Hypothesen aufgrund von Verständnis aufzustellen, da die Erkenntnisobjekte der Humanwissenschaft Äußerungen von Subjekten sind (vergl. PU 571), welche von vornherein an einen gesellschaftlichen Kontext gebunden sind.

Die Fragestellung, unter der ein Gegenstand zum Gegenstand der Erkenntnis wird, basiert also in den Humanwissenschaften auf Strukturen, die durch diesen Gegenstand selbst vorgegeben sind, und die auch ein Wissen über Zwecke und Normen enthalten. Gerade deswegen ist es notwendig, dieses Wissen zu hinterfragen und sich auf eine Diskussion über Normen einzulassen (vergl. auch Berger / Luckmann 1980). Dieser Gedankengang steht im Gegensatz zu Apels Argumentation, denn ihm geht es weniger um eine Hinterfragung wirksamer Normen als um die Rechtfertigung ganz bestimmter Normen, nämlich solcher , die eine möglichst rationale und herrschaftsfreie Kommunikation ermöglichen. (vergl. Apel 1973b S. 358ff)

Die mißverständliche Formulierung daß "die Verminderung von Leiden das Ziel der wissenschaftstheoretischen Bemühungen ist" (Berk 1979 S. 174) kann wohl in der Weise interpretiert werden, daß eine Diskussion über und eine Hinterfragung wirksamer normativer Voraussetzungen nicht aus wissenschaftstheoretischen Überlegungen ausgeschlossen werden darf.

1.4.2 Erkenntnisleitende Interessen

Schon eine Beschreibung empirischer Gegebenheiten kann nicht normativ neutral sein, da die Sprache die Aspekte bestimmt, unter denen ein Gegenstand zum Gegenstand der Erkenntnis werden kann, mit der Theorie sind mögliche Daten vorgegeben. Die in einer Theorie enthaltenen normativen Vorentscheidungen können nach verschiedenen erkenntnisleitenden Interessen differenziert werden.

Nach Habermas konstituiert sich Wissenschaft im Zusammenhang mit "Grundorientierungen, die an bestimmten fundamentalen Bedingungen der möglichen Reproduktion und Selbstkonstituierung der Menschengattung, nämlich an Arbeit und Interaktion, haften." (Habermas 1968, S.242) Mit der Arbeit verbindet sich ein technisches - im Sinne eines Verfügen-könnens -, mit der Interaktion ein praktisches und emanzipatorisches Interesse. Diesen drei Erkenntnisinteressen entsprechend können Wissenschaften in empirisch-analytische, historisch-hermeneutische und systematisch-handlungsorientierte unterteilt werden, die drei Arten von Wissen hervorbringen, nämlich Wissen zum Zwecke der Information, der Interpretation und der Selbstreflexion. Solches Wissen soll der technischen Verfügung, der lebenspraktischen Verständigung oder der Emanzipation aus Zwängen dienen. (vergl. Habermas 1968)

Auch Apel unterscheidet drei Arten von gegenstandskonstituierenden Erkenntnisinteressen, die den von Habermas herausgearbeiteten im wesentlichen entsprechen. Apel ordnet diesen Interessen jedoch nicht verschiedene Arten von Wissenschaften

zu, vielmehr sind alle drei Arten von Erkenntnisinteressen in den Sozialwissenschaften vorhanden und müssen reflektiert werden. Er unterscheidet das technische Erkenntnisinteresse, das hermeneutische Verständigungsinteresse und das emanzipatorische Erkenntnisinteresse. (Apel 1979 S. 300)

Das technische Erkenntnisinteresse zielt auf die Gewinnung theoretischen Verfügungswissens, das eine Veränderung der Umwelt durch gezieltes Handeln ermöglichen soll. Es geht um Herrschaft über die Natur und auch über den Menschen, insofern seine Natur bzw. Quasinatür nach kausalen Gesetzmäßigkeiten erklärt werden kann. (vergl. Apel 1979 S.23) Denn indem das Interesse am Verfügen in den Dienst wissenschaftlicher Erkenntnis tritt, konstituiert sich eine Auffassung von der Erfahrungswelt im Sinne der Kausalnotwendigkeit von Zustandsveränderungen, d.h. Erfahrungen werden in der Hinsicht gemacht, daß eine Veränderung des Erfahrenen aufgrund der Kenntnis von Kausalgesetzen möglich ist. Das technische Verfügenkönnen setzt insofern ein Erklären nach kausalen Gesetzmäßigkeiten voraus, eine notwendige Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung wird angenommen. Solche Kausalnotwendigkeiten zeigen sich darin, daß im Experiment die prognostizierten Resultate auch tatsächlich eintreten. "Der Begriff des Handelnkönnens, der schon auf vorwissenschaftlicher Ebene die Gewißheit des Herbeiführenkönnens von Zustandsveränderungen durch Eingriffe in die Umwelt impliziert, präzisiert sich im Rahmen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis als Begriff des experimentellen Manipulierenkönnens von hinreichend gegen äußere Störungen abgeschlossenen objektiven Zustands-Systemen der Natur." (Apel 1979 S.268)

Es kann in dieser Arbeit nicht Aufgabe sein, die Problematik von Kausalerklärungen zu diskutieren und danach zu fragen, ob die Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung deterministisch oder statistisch sei, oder ob wir gar nur aufgrund von Gewohnheit schließen. Ausgangspunkt war vielmehr die These, daß nicht erst bei der Erklärung, sondern schon auf der Ebene der Deskription ein erkenntnisleitendes und gegenstandskonstituierendes Interesse mitspielt. Werden Daten deshalb unter einem technischen Erkenntnisinteresse erhoben, so sollen sie als prinzipiell wiederholbare Ergebnisse von Experimenten dazu dienen, Gesetzhypothesen zu bestätigen. Damit sind von vornherein mögliche Erfahrungen vorgegeben, solche Daten dienen z.B. nicht der Selbstreflexion. (vergl. Apel 1972 S. 7) Das Interesse am Erklären nach allgemeinen Gesetzen bestimmt deshalb schon mögliche Daten.

Das hermeneutische Verständigungsinteresse kann nach Sprachverstehen und Motivverstehen differenziert werden, wobei ersteres grundlegender ist. Denn während Sprachverstehen apriorische Bedingung aller empirischer Erkenntnis ist, ist Motivverstehen eine empirische Methode der Geistes- bzw. der Sozialwissenschaften, mit der Intensionen von Handlungen verstanden werden sollen. (vergl. Apel 1964/65) Auch über angenommene Motive und Absichten kann man sich nur in einer Sprache verständigen, wobei ideale Verständigung gerade nicht gegeben ist (vergl. auch A 1.2).

Motivverstehen ist zweckrationales Verstehen, welches wiederum bloß pragmatisch sein kann - man findet sich in Alltagszusammenhängen zurecht -, oder eine hermeneutische Kunst, die dann erforderlich wird, wenn in der laxeren Praxis Mißverständnisse auftreten (vergl. auch Schleiermacher §§ 15, 16). Für ein historisch-hermeneutisches Verstehen hält Apel außerdem das praktische Schlußschema im Sinne von Wrights für unentbehrlich, welches jedoch noch inhaltlich interpretiert werden muß. (Apel 1979 S.224) "Das letztere kann zwar die formale Schlüssigkeit nicht verbessern, wohl aber die Plausibilität der inhaltlichen Verknüpfung der Elemente des Schlusses...derart, daß diese nicht nur formal...im Sinne des Schemas aus ihren Prämissen folgt, sondern dieses Folgen auch unabhängig von der Rationalität des Schlußschemas inhaltlich plausibel erscheint." (Apel 1979 S.225) Gerade hierin liegt die hermeneutische Explikationsleistung des Geistes- bzw. Sozialwissenschaftlers, der "allein schon durch narrative Einbettung des zweckrationalen Verstehens eine Vertiefung des Verständnisses möglich macht." (Apel 1979 S.225) Und hierin liegt wohl der entscheidende Punkt des hermeneutischen Verständigungsinteresses: es geht um ein inhaltliches Verständnis von Sinnzusammenhängen. Das zweckrationale Verstehen hat demzufolge nicht "die Funktion, das Zustandekommen der Handlung als irgendwie notwendig zu erweisen, sondern eher noch die, durch das Verstehen der Intensionsgründe vermittelt, den Sinn der Handlung des Anderen ...deutlich zu machen." (Apel 1979 S. 198)

Dabei ist jedoch zu bedenken, daß zweckrationales Verstehen nur ein Verstehen von wohlbegründeten Handlungen meint, das dadurch möglich ist, daß die den Handlungen zugrundeliegenden rationalen Intensionen nachvollzogen werden können. (vergl. Apel 1979 S. 293) Hier ist die Frage zu stellen, ob nicht auch der Sinn von Handlungen bzw. von Verhalten verstanden werden muß, dem keine rationalen Intensionen zugrunde liegen, das vielleicht durch unbewußt wirkende Motive oder durch Bestimmtheiten der menschlichen Natur oder Quasi-Natur bedingt ist. (vergl. Apel 1979 S. 198f) Es ist die Frage, ob nicht auch jedes Erklären von menschlichem Verhalten ein Verstehen von Sinnzusammenhängen voraussetzt. Auch Apel geht davon aus, daß Kausalerklärungen nur auf der Basis eines heuristischen Verstehens möglich sind (Apel 1979 S. 298). Dann kann aber das hermeneutische Verständigungsinteresse nicht nur zweckrationales und Sprachverstehen umfassen, vielmehr muß auch ein Verstehen von Sinnzusammenhängen damit gemeint sein.

Das Argument, daß in der Sprache selbst Sinnzusammenhänge ausgedrückt sind, muß erst noch begründet werden. Denn nach Apel beruht ja Sprache auf Konventionen und das solchen Konventionen Zugrundeliegende kann nicht das transzendente Sprachspiel der idealen Kommunikationsgemeinschaft sein (vergl. A 1.2) Wir versuchen, dieses Problem durch einen Gegenstandsbezug zu lösen (A2, A3), im Sprachverstehen würde sich dann ein Verständnis um die Gegenstände der Erkenntnis ausdrücken. In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, daß jede Erklärung ein Verstehen von Sinnzusammenhängen voraussetzt, und dieses Verstehen nicht ohne weiteres mit Sprachverstehen gleichgesetzt werden darf. (vergl. A 1.4.3)

Neben dem technischen Verfügungsinteresse und der hermeneutischen Verständigungsinteresse nennt Apel als drittes gegenstandskonstituierendes Erkenntnisinteresse das emanzipatorische, das "folgendermaßen charakterisiert werden (kann): Als Interesse an der immer erneuten reflexiven Freilegung des Weges zur autonomen Selbstverwirklichung des Menschen in der Gattung (Kant) - genauer: in der , wie die Selbstreflexion des argumentativen Diskurses zeigt, im empirischen Substrat der Gattung immer schon kontrafaktisch antizipierten idealen Kommunikationsgemeinschaft - durch das kritische, explanatorisch vermittelte, Entlarvung jener Tendenzen der Selbstentfremdung und Selbstverfehlung , die in der unreflektierten, ja durch technisches Verfügungsinteresse der Reflexion tendentiell entzogenen Verdinglichung der historisch sedimentierten Quasi-Natur im Sinne einer Pseudonatur sich bezeugen." (Apel 1979 S.300f)

Durch Reflexion soll der Weg zu autonomer Selbstverwirklichung freigelegt werden, was nach Apel nur in der idealen Kommunikationsgemeinschaft möglich ist. Wir haben gezeigt, daß Apel die Annahme des Ideals nicht rechtfertigen konnte (A 1.2) Die Möglichkeit der Reflexion als Weg zu besserer Selbsterkenntnis und -verwirklichung soll nicht in Frage gestellt werden.

Durch die Methode des explanatorischen Verstehens (A 1.4.5) können Selbstentfremdungen aufgezeigt werden. Entfremdungen zeigen sich nach Apel vor allem in einer unreflektierten Verdinglichung der Quasinatur des Menschen, welche insofern eine Pseudonatur ist, als sie nicht angeboren, sondern durch gesellschaftliche Prozesse bestimmt ist (vergl. Berger / Luckmann 1980). Durch technisches Verfügungsinteresse kann diese Entfremdung gerade nicht reflektiert werden, so daß eine Methodenkombination von Erklären und Verstehen für Sozialwissenschaften erforderlich ist. (A 1.4.4)

Apel meint, noch innerhalb der Sozialwissenschaften muß zwischen Handlungsverstehen und Kausalerklärungen unterschieden werden. (Apel 1979 S.299) Nur wenn beides berücksichtigt wird, können Sozialwissenschaften eine kritische Funktion haben. In den quasinomologischen Sozialwissenschaften werden prognostisch relevante Kausalerklärungen auf der Basis heuristischen Verständnisses gewonnen. Verstehen ist also Voraussetzung für Erklärungen, was im nächsten Abschnitt noch klarer gezeigt werden soll (A 1.4.3) Bei den Untersuchungen muß jedoch eine kritische Reflexion der Handelnden unterbunden werden. Sie dürfen nicht über internalisierte Regeln, Ziele, Überzeugungen, Verhaltensdispositionen etc. nachdenken, da sonst die Gefahr der self-fulfilling prophecy besteht. (Apel 1979 S. 297)

In den kritischen Sozialwissenschaften geht es dagegen um ein tiefenhermeneutisches Verstehen verdrängter Motive, das durch Kausalerklärungen heuristisch vermittelt wird. Eine heuristische Funktion haben hier die Kausalerklärungen (Apel 1979 S.294). Dieses Verhältnis von Erklären und Verstehen muß noch genauer herausgearbeitet werden (A 1.4.4) In den kritischen Sozialwissenschaften wird die Selbstreflexion nicht unterbunden, sondern sie ist im Gegenteil ein methodologisch unentbehrlicher Faktor. (A 1.4.5)

1.4.3 Verstehen als Voraussetzung für Erklären

Nach Apel muß man die "Komplementarität - der wechselseitigen Ausschließung und insofern Ergänzung - der Erkenntnisinteressen am Erklären einerseits, am dabei vorausgesetzten Verstehen - z.B. von wissenschaftlichen Erklärungen - andererseits begreifen" (Apel 1979 S. 290). Im Sinne dieser Komplementarität ist Verstehen einerseits Voraussetzung für Erklären-- und andererseits Erklären Voraussetzung für Verstehen (vergl A 1.4.4). "In den quasinomologischen Sozialwissenschaften wird die prognostisch relevante Kausalerklärung von Handlungen als Ereignissen durch ein heuristisch vorausgesetztes Verstehen von - guten oder schlechten-Handlungsgründen vermittelt" (Apel 1979 S. 297) D.h. Voraussetzung für Kausalerklärungen in den Sozialwissenschaften ist ein zweckrationales Verstehen von Handlungsgründen. Dabei sind die aufgrund solch eines heuristischen Verstehens gewonnenen Hypothesen selbst noch empirisch-hermeneutisch zu überprüfen (Apel 1979 S. 53),

Aufgrund zweckrationalen Verstehens werden Hypothesen über die Motive der Handelnden gewonnen. Auch nach analytischer Auffassung ist der praktisch-heuristische Wert des Verstehens nicht zu unterschätzen. "Um Hypothesen bestätigen zu können, müssen sie zunächst einmal vorliegen. Und sie sind erst dann 'da', wenn sie einem Fachmann zuvor eingefallen sind. Virtuose Handhabung unserer Operation durch den Psychologen und Historiker kann sich daher für das vorbereitende Abtasten eines Forschungsbereiches aus der menschlichen Sphäre als äußerst fruchtbar erweisen." (Stegmüller 1974 S. 371f)

Stegmüller bezieht sich jedoch auf einen Verstehensbegriff als Methode im Sinne des frühen Dilthey, derzufolge man versuchen muß, sich geistig in die Lage anderer Personen zu versetzen, sich deren Situation, Vorstellungswelt und normative Überzeugungen zu verdeutlichen, um so die den Handlungen zugrunde liegenden Motive zu erkennen. (Stegmüller 1974 S.363) Verstehen ist hier Einfühlung, in der unmittelbar Sinn erfaßt wird. Man versetzt sich gleichsam in einen anderen Menschen, um so die Motive zu verstehen, die bei seinem Handeln wirksam waren. Dilthey fragt, wie solch eine psychologische Einfühlung möglich ist, und zeigt dies an dem Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Während die Gegenstände der Naturwissenschaft durch äußere Wahrnehmung erfaßt werden können, vollzieht sich der Erkenntnisprozeß in den Geisteswissenschaften durch Selbstbesinnung. Geisteswissenschaften haben insofern den Vorteil, daß sich der Mensch in ihnen mit sich selbst beschäftigt und nicht mit etwas anderem. Erkenntnis ist möglich durch unmittelbare innere Wahrnehmung, welche eindeutige Gewißheit liefert. Da seelische Zusammenhänge nicht nur individuell sind, sondern auch für andere Menschen gelten, ist es möglich, sich in andere Menschen hineinzusetzen. (vergl. Bollnow 1955)

Stegmüller kritisiert - und dem würde auch Apel zustimmen - , daß durch solch eine Methode des Verstehens zwar Hypothesen gewonnen werden können, daß jedoch die subjektive Gewißheit nicht ausreicht, um Erkenntnis zu begründen. Darüber hinaus bleibt in Diltheys Verstehensbegriff offen, wie man auf der Grundlage eigener innerer Wahrnehmung etwas über die innere Wahrnehmung anderer Menschen wissen kann, wenn sich Verstehen jeweils im individuellen Geist vollzieht (vergl. A 2.

Verstehen als Methode zur Hypothesengewinnung ist nach Stegmüller jedoch nicht nur nicht hinreichende,- da eine zusätzliche Prüfung durch einen unabhängigen Test zur Bestätigung der Hypothese hinzutreten muß -, sondern auch nicht notwendige Voraussetzung für Erklärungen. Denn ein Psychologe kann z.B das Verhalten von Psychopathen mit Hilfe allgemeiner Prinzipien erklären und bis zu einem gewissen Grade auch voraussagen, ohne jedoch deren innere Erlebnisse nachvollziehen zu können. Es kann sogar sein, daß Handlungen besser erklärt und vorausgesagt werden können, wenn die Erklärungen nicht auf der Grundlage eines verstehenden Nachvollzuges entstanden sind. "Der Grund dafür liegt darin, daß es sich im Zuge weiterer Forschungen als notwendig erweisen kann, für die Erklärungen historischer Handlungen jene Vulgarpsychologie, die hinter der Methode des Verstehens steckt, durch eine andere, etwa durch die dynamische Psychologie, zu ersetzen". (Stegmüller 1974 S. 365)

Dies wird von Apel kritisiert, da es sich beim Verstehen nicht um eine vulgarpsychologische Methode der Einfühlung handelt, die ein Historiker, Psychologe oder Ethnologe zur Gewinnung seiner Hypothesen anwenden mag oder auch nicht. Verstehen ist nach Apel vielmehr notwendige Voraussetzung für alle Erklärungen nach Kausalgesetzen, denn " das Verständnis der Kausalnotwendigkeit von Naturprozessen setzt ein Verständnis von Handlungsfreiheit im Sinne des möglichen Initiierens oder Verhinderns von Naturprozessen voraus".(Apel 1979 S. 103) Verstehen als notwendige Voraussetzung für Erklärungen ist deshalb nicht nur ein psychologisches Problem des Nacherlebens, die These wird vielmehr damit begründet, daß für Erklärungen formale Schlußschemata nicht ausreichen, sondern ein inhaltliches Verständnis notwendig ist.

Ohne die Berücksichtigung von realen Bedingungen kann z.B. nicht der Unterschied zwischen universalgültigen Regularitäten und Kausalgesetzen aufgezeigt werden, da beide dieselbe logische Struktur haben können. So weist der Satz: "Immer, wenn Eisen erhitzt wird, dehnt es sich aus," (Apel 1979 S.84) auf eine Kausalgesetzlichkeit hin. Dies gilt nicht für den Satz: "Immer, wenn Eisen erhitzt wird, dreht sich die Erde" (Apel 1979 S. 84). Aufgrund der formallogischen Struktur kann eine Differenzierung nicht vorgenommen werden, hierfür ist vielmehr ein intuitives Verständnis über Zusammenhänge eine erste Voraussetzung.

Dabei soll nach Apel jedoch nicht ein logisches Erklärungsmodell durch ein umgangssprachlich-pragmatisches ersetzt werden. Dies würde einem Rückfall in den Psychologismus gleichkommen, wenn sich die Gültigkeit einer wissenschaftlichen Erklärung dadurch begründen würde, daß durch sie eine Rückführung überraschender Phänomene, welche Erstaunen und Verunsicherung auslösen, auf das Vertraute und Gewohnte bewerkstelligt wird." Eine derartige Sinnexplikation würde allenfalls den psychologisch-anthropologischen Mechanismus charakterisieren, an den - auch bei Wissenschaftlern - das Bedürfnis und die Möglichkeit von Erklärungen geknüpft ist." (Apel 1979 S. 90) Die Möglichkeit von Kausalerklärungen von bestimmten psychologischen Reaktionen abhängig zu machen, könnte weder die Notwendigkeit des Verstehens als Voraussetzung für Kausalerklärungen begründen, denn solche Reaktionen mögen beim einen auftreten, beim anderen nicht, noch könnte dadurch die Gültigkeit von Erklärungen gerechtfertigt werden. Letzteres versucht Apel durch Anknüpfung an v. Wrights Konzept der Interventionskausalität.

Kausalität kann nach Apel keine Verstandeskategorie sein (vergl. Apel S.91ff), vielmehr setzt sie experimentelles Handeln voraus und ist deshalb als eine Interventionskausalität zu begreifen. Schon das vorwissenschaftliche Experimentieren impliziert ein Verständnis des Machenkönnens und solch ein Verständnis geht auch allen wissenschaftlichen Kausalerklärungen voran. Es heißt "recht verstehen, was wir zugleich machen können, wenn uns der Stoff dazu gegeben wäre. Dies Machenkönnen besagt nun aber im Falle der experimentellen Naturwissenschaft, daß wir durch leibhafte Handlungs-Eingriffe in die Natur - den wir im Lichte unserer Theorien interpretierten - Anfangsbedingungen solcher materiellen Prozesse herstellen können, welche die Natur selbst, im Sinne der Bestätigung unserer kausalgesetzlichen Hypothesen zu Ende führt. Auf der Basis solchen Produzierenkönnens von Natur-effekten, die ...ohne unseren leibhaften Handlungseingriff in die Natur nicht zustande gekommen wären, konstituiert sich m.E. der Sinn unseres kategorialen Begriffs der Kausalität."(Apel 1979 S. 99f)

Etwas kann deshalb tatsächlich hergestellt werden, weil es den Gesetzen der Natur entspricht. Dieses kann jedoch nur durch Handeln sichtbar werden, durch einen Eingriff in die Natur. Dieses Handeln selbst setzt wiederum ein Verständnis über das voraus, was gemacht werden kann. Diese verstehende Interventionshandlung kann jedoch nicht genauso beobachtet werden wie ein Naturvorgang, die Handlung muß vielmehr in ihrem Sinn verstanden sein. (vergl. Apel 1979 S. 101)

Man kann den Vorgang, durch den allein Kausalität erkannt werden kann, in zwei Phasen zerlegen, nämlich in den Handlungseingriff selbst und in den dadurch initiierten Naturprozeß. Letzteres läßt sich beobachten, nicht jedoch der Grund meiner Handlung. Der zweckbezogene Eingriff in die Natur kann nur verstanden werden, da er nur aufgrund von Verständnis erfolgen kann - sonst wäre es keine Interventionshandlung. Die Handlung ist jedoch die Bedingung der Möglichkeit der Interpretation objektivierbarer Ereignisverknüpfungen, weil in den Handlungen der Sinn und Zweck des Eingriffes ausgedrückt ist. Insofern setzt alle Erklärung ein Verständnis für den Sinn von Handlungen voraus, durch welche Naturprozesse sichtbar werden sollen. Und d.h. auch für Kausalerklärungen in den Naturwissenschaften bzw. in den quasinomologischen Sozialwissenschaften müssen Zwecke nachvollzogen sein, ein Verstehen aufgrund rationalen Nachvollzuges von Intensionen ist notwendige Voraussetzung - und keineswegs beliebige vulgärpsychologische Methode. Diese Zwecke sind ein Wissen um ein richtiges Umgehenkönnen mit der Natur, man macht etwas aus rationalen Gründen so und nicht anders.

In der hier entwickelten Argumentation (vergl. Apel 1979 S.76-111) steht Verstehen als notwendige Voraussetzung von Erklären noch ganz im Dienste des technischen Erkenntnisinteresses: man muß wissen, wie man etwas macht. Kausalerklärungen können und sollen jedoch auch eine heuristische Funktion für das Verstehen haben, wenn es um ein emanzipatorisches Erkenntnisinteresse geht, welches durch eine Methodenkombination von Erklären und Verstehen gefördert wird.

1.4.4 Komplementarität von Verstehen und Erklären

Nach Apels Komplementaritätsthese stehen Erklären und Verstehen nicht in einem Konkurrenzverhältnis, vielmehr schließen sie sich wechselseitig aus und können sich gerade deshalb ergänzen. Verstehen als ein Wissen, wie man etwas macht, ist einerseits Voraussetzung für Kausalerklärungen. Umgekehrt helfen Kausalerklärungen zu einem besseren reflexiven Selbstverständnis und Verstandnis, wobei es hier um ein umfassenderes Verstehen geht als wie für Erklärungen notwendig wäre. Die These, daß Erklärungen Verständnis vertiefen, begründet Apel mit der Annahme eines Fehlschlusses des hermeneutischen Idealismus.

Während im szientistischen Fehlschluß Sinnverständigung als wirklich unterstellt und deshalb die Notwendigkeit einer empirisch-hermeneutischen Verständigungswissenschaft übersehen wird, unterstellt der Fehlschluß einer idealistischen Hermeneutik ideale Bedingungen des Verstehens als real. Er verabsolutiert ein reines Verstehen aus guten Gründen, so daß Handlungen als völlig rational begriffen werden müßten. So müßte auch Geschichte als Resultat rational verstehbarer Handlungen gedacht werden. Diesem widerspricht jedoch die Einsicht eines Historikers, der Geschichte nicht als Produkt wohlbegründeter Handlungen ansehen kann. Denn einerseits können selbst wohlbegründete Handlungen unvorhersehbare Konsequenzen haben, was an mangelndem Wissen über Naturgesetze bzw. Quasinaturgesetze liegen kann oder daran, daß die eigenen Handlungsabsichten durch das Handeln anderer durchkreuzt werden. Andererseits sind die Handlungsdispositionen des Menschen auch kausal bestimmt durch seine angeborene Natur und durch seine sozialhistorische Quasinatur. Deswegen können Menschen nicht allein nach rational verstehbaren Gründen handeln. (Apel 1979 S: 290ff)

Durch Kausalerklärungen sollen also auch die Momente der eigenen Bedingtheit verstanden werden, welche nicht als rationale Handlungsgründe nachvollzogen werden können. Insbesondere soll durch die Methodenkombination von Erklären und Verstehen auch eine Einsicht in Selbstentfremdungen gewonnen werden. Denn im Unterschied zu der ersten Natur -der angeborenen- liegt die Quasinatur des Menschen niemals fest, sondern ist bestimmt durch eine geschichtliche Situation. Um diese zum Gegenstand der Reflexion zu machen, genügt nicht ein Verstehen allein - denn dann würde die Quasinatur als vernünftig unterstellt -, aber auch nicht ein Erklären, weil durch eine solche Objektivierung die Quasinatur fixiert wird, als gegeben angesehen wird und so nicht mehr der Kritik zugänglich ist. Die Methodenkombination soll deshalb eine kritische Sozialwissenschaft begründen, welche die Schwächen sowohl einer rein hermeneutischen als auch der unentbehrlichen technologisch relevanten Sozialwissenschaft kompensieren soll. Denn es kommt nicht allein darauf an, etwas festzustellen oder zu rekonstruieren, sondern durch eine kritische Reflexion soll der Mensch zu autonomer Selbstverwirklichung kommen. (Apel 1979 S. 295ff)

Die Möglichkeit einer kritischen Sozialwissenschaft liegt in der ontischen Ambivalenz in der Natur des Menschen begründet. Denn einerseits ist er durch seine geschichtsrelative Quasinatur bestimmt, andererseits kann er dieselbe transzendieren, weil eine kommunikative Verständigung über diese Bedingtheit möglich ist. (Apel 1979 S. 299)

Nun meint Apel, daß die Komplementarität von Verstehen und Erklären einerseits immer schon antizipierte Idealvorstellung ist, andererseits aber verhindert wird, weil die menschliche Quasinatür noch nicht Ausdruck reiner Vernunftbestimmung des Handelns sondern fremdbestimmt ist (Apel 1979 S. 300). Die emanzipatorische Funktion der Sozialwissenschaft ist deshalb einerseits möglich, da die Fremdbestimmungen selbst zum Gegenstand der Reflexion gemacht werden können, und notwendig, weil die Fremdbestimmungen aufgehoben werden sollen - nicht zuletzt deshalb, um die Möglichkeit rationaler Argumentation und Verständigung untereinander zu verbessern und damit die Effektivität einer emanzipatorischen Sozialwissenschaft zu erhöhen -, andererseits gehen in sie selbst Fremdbestimmungen ein, weil sie selbst durch die geschichtliche Situation bestimmt ist. Die Ergänzung rationalen Verstehens und des Rechnens mit Kausalbestimmungen des Handelns stellt deshalb in der Interaktion zwar ein immer schon antizipiertes Ideal dar, dem die faktische Wirklichkeit jedoch niemals entsprechen kann. (Apel 1979 S.104)

Hieraus ergibt sich m.E. eine Rechtfertigung ganz bestimmter Normen, nämlich daß die Möglichkeit und Fähigkeit zu kritischer Reflexion erhöht werden soll. Dafür scheint die Methode des explanatorischen Verstehens geeignet.

1.4.5 Explanatorisches Verstehen

Habermas erläutert explanatorisches Verstehen am Beispiel der Psychoanalys (Habermas 1968 S. 262-364). Es vollzieht sich in drei Stufen, welche der hermeneutischen Interpretation, der kausalen Erklärung und der emanzipatorischen Selbstreflexion entsprechen.

Auf der ersten Stufe liefert die Psychoanalyse theoretische Gesichtspunkte und technische Regeln für die Deutung von symbolischen Zusammenhängen in den Träumen oder auch Tagträumen eines Patienten. Eine solche Deutung kann der Patient nicht selbst vornehmen, da für ihn der Verständigungszusammenhang mit sich selbst abgerissen ist. Deshalb übernimmt der Psychoanalytiker die Rolle des Interpreten.

Auf der zweiten Stufe bemüht sich der Analytiker nicht mehr, den Textsinn selbst herauszufinden, vielmehr geht es hier um den Sinn der Textentstellung. Dazu verläßt der Arzt den Rahmen des Mitgeteilten, er löst sich aus dem Gespräch mit dem Patienten und distanziert diesen zum Objekt von Beobachtungen, indem er z.B. auch auf Sprachdeformationen, zwanghafte oder hysterische Verhaltensweisen achtet. Er versucht, kausale Zusammenhänge zu entdecken, die als Erklärungen dienen können.

Da das Ziel der Analyse die Therapie ist, muß der Arzt die Erklärungen dem Patienten verständlich machen. Auf dieser dritten Stufe des explanatorischen Verstehens wird der Patient wieder als Subjekt angesprochen, das sich selbst mit der Erklärung auseinanderzusetzen hat, ihr entweder zustimmen kann oder nicht. Letzteres zwingt den Arzt, nach neuen Deutungs-

möglichkeiten zu suchen, bis eine Deutung dem Selbstverständnis des Patienten entspricht, und d.h. bis er den verlorengegangenen Selbstverständigungszusammenhang wiedergefunden hat. Das explanatorische Verstehen soll deshalb als Methode der Selbstreflexion auf der Grundlage von Verständnis aus kausalen Determiniertheiten lösen. Es steht deshalb im Dienste des emanzipatorischen Erkenntnisinteresses, hier vollzieht sich die Methodenkombination von Verstehen und Erklären.

Nach Habermas kann die Methode des explanatorischen Verstehens auch auf die Gesellschaft übertragen werden. In dem Fall übernimmt der Sozialwissenschaftler die Rolle des Arztes, der die Gesellschaft auf Herrschaftsstrukturen hinweist, welche die Grundlage für Selbstentfremdungen bilden. Auch nach Apel sind Psychoanalyse und Ideologiekritik Beispiele für die Methodenkombination von Erklären und Verstehen zum Zwecke der Emanzipation aus Zwängen. (Apel 1979 S. 194)

Während die Reflexion auf der Grundlage von Kausalerklärungen zu einem vertieften Selbstverständnis führt, ist ein solches in den quasinomologischen Sozialwissenschaften von vornherein ausgeschlossen, da die - entfremdete - Quasinatur als Tatsache festgestellt wird, und so nicht mehr der Reflexion und Veränderung zugänglich ist. Die Verdinglichung der menschlichen Quasinatur durch technisches Verfügungsinteresse ist der Reflexion prinzipiell entzogen (Apel 1979 S. 301) und muß es auch sein. Im Gegensatz dazu ist die Selbstreflexion in den kritischen Sozialwissenschaften ein unentbehrlicher methodischer Faktor, da nur hierdurch eine Vertiefung des Selbstverständnisses und so eine Emanzipation erreicht werden kann. (Apel 1979 S. 297f)

1.4.6 Zusammenfassung

Wir sind in diesem Kapitel weitgehend der Argumentation Apels gefolgt. Es ergeben sich erste definitive Fragestellungen, die dann bei der Analyse der Schriftpsychologie leitend sein werden.

Schon jede Beschreibung setzt eine normativ nicht neutrale Theorie und damit Erkenntnisinteressen voraus. Es kann nach hermeneutischem Verständigungsinteresse, technischem Verfügungsinteresse und emanzipatorischem Erkenntnisinteresse differenziert werden, wobei die ersten beiden Bedingung für das letzte sind. Denn sprachliche Verständigung sowie das Nachvollziehen von Intensionen ist notwendige Voraussetzung für jede Art von Erkenntnis und auch für Kausalerklärungen, welche ihrerseits wieder allem tiefenhermeneutischen, d.h. explanatorischen Verstehen vorangehen.

Mit Bezug auf das emanzipatorische Erkenntnisinteresse kann gefragt werden, ob schriftpsychologische Aussage der Selbstverständigung dienen.

Geht es um das technische Verfügungsinteresse, das an wissenschaftliche Erklärungen gebunden ist, so kann nach dem diesen Erklärungen zugrundeliegenden Verständnis gefragt werden.

Das hermeneutische Verständigungsinteresse beinhaltet Probleme der Eindeutigkeit und Verständlichkeit einer Sprache (A 4) sowie die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Sinn (A2, A3), welche vorläufig noch ungeklärt geblieben ist. (A1.2, A1.3)

2. Sprache und Wirklichkeit bei Wittgenstein

Apel konnte das Problem, wie bei prinzipiell unendlich vielen faktischen Sprachspielen Erkenntnis möglich ist, wenn Sprache einerseits letzter Horizont für Geltungsfragen ist (A 1.1) sie andererseits jedoch auf Konventionen beruhen soll (A1.2), nicht lösen, da er das den sprachlichen Konventionen Zugrundeliegende in einem noch nicht verwirklichtem Ideal sieht. (A1.2). Hier ist ein Rückgang auf eine vorsprachliche Ebene erforderlich, und die Möglichkeit einer vorsprachlichen Realität soll anhand von Wittgenstein aufgezeigt werden. (A 2.2)

Zunächst jedoch ist festzuhalten, daß Sprache eine Lebensform ist und auch das Denken bestimmt. Mit ihr werden nicht nur Gegenstände bezeichnet sondern Strukturen geschaffen. Dabei wird Sprache immer schon bedeutungsvoll verwendet, obgleich es potentiell unbegrenzt viele Sprachspiele gibt. (A 2.1)

Da die vorsprachliche Ebene neben der Wahrnehmung von Qualitäten ein Verständnis für Sinnzusammenhänge beinhaltet, ist eine Konfrontation von Wittgensteins Sprachspielkonzeption mit der Hermeneutik erforderlich (A 2.3)

2.1. Die Bedeutung der Sprache

2.1.1 Sprache als Lebensform

Nach Wittgenstein ist die Anzahl möglicher Sprachspiele prinzipiell unbegrenzt, denn es gibt "unzählige verschiedene Arten der Verwendung alles dessen, was wir 'Zeichen', 'Worte', 'Sätze' nennen. Und diese Mannigfaltigkeit ist nicht Festes, ein für allemal Gegebenes; sondern neue Typen der Sprache ...entstehen und andere veralten und werden vergessen."(PU 23)Der Terminus 'Sprachspiel' soll ausdrücken, daß es sich um ein Operieren mit Wörtern und Sätzen in einer konkreten Lebenssituation handelt. Der Sinn der sprachlichen Ausdrücke zeigt sich dabei erst in der Anwendung. Erst wenn man die Regeln eines Sprachspiels beherrscht, haben die Zeichen eine Bedeutung, d.h. sie können richtig gebraucht werden. So wie man Bedeutung und Sinn von Schachfiguren erst dann versteht, wenn man die Schachregeln kennt, werden Laute erst durch die Regeln ihrer Anwendung in einer Sprache bedeutungsvoll (vergl. Stegmüller 1978 S. 590) .

Auf der Grundlage von Übereinkünften können neue Sprachen entwickelt werden, die vielleicht eine größere Eindeutigkeit und Exaktheit in der Verständigung gewährleisten sollen. Grundlage hierfür ist jedoch immer die Alltagssprache, sie ist unhintergebar, da sich jede andere Sprache nur auf dieser Basis bilden kann. Denn um über Sprache reden zu können, muß bereits die volle Sprache angewendet sein. (PU 120)Durch diese Unhintergebarkeit der Alltagssprache erhält sie ihre Legitimation zur Kritik, d.h. bei Unklarheiten muß immer nach dem konkreten Sprachgebrauch gefragt werden. (PU 116)

Sprachspiele bestimmen das Denken, weil die Sprache selbst das Vehikel des Denkens ist, das Medium, in dem sich jedes Denken vollzieht. Denn da sich der Sinn einer Sprache in ihrem Gebrauch zeigt, sind nicht neben ihrer Anwendung und unabhängig davon noch Bedeutungen vorhanden. Beim Denken "schweben mir nicht neben dem sprachlichen Ausdruck noch Bedeutungen vor; sondern die Sprache selbst ist das Vehikel des Denkens."(PU 329)

Sprache bestimmt jedoch nicht nur das Denken, sondern als Lebensform auch die Art und Weise, wie man miteinander umgeht und Aufgabe des alltäglichen Lebens bewältigt.(PU 19) Der Grund dafür liegt darin, daß in einem Sprachspiel Sprache und Tätigkeit untrennbar verknüpft sind (PU7). So kann einerseits die Aufforderung, eine Platte zu bringen, in verschiedenen Sprachen erfolgen, etwa durch den Ruf 'Platte' oder durch den Satz 'bring mir die Platte'. Dabei ist nicht auszumachen, ob der Ruf eine Abkürzung des Satzes ist, oder nicht vielmehr umgekehrt der Satz eine Verlängerung ist, weil in dem sprachlichen Ausdruck das Gemeinte enthalten ist und nicht neben ihm noch in irgendeiner Form besteht. (PU 19) Andererseits können Sätze mit dem gleichen deskriptiven Gehalt in verschiedener Weise verwendet werden. (Stegmüller 1979 S.574ff) So kann nicht nur in verschiedenen Sprachen zu dergleichen Handlung aufgefordert werden, sondern - da die Sprache meist nicht die Funktion des Benennens hat (vergl. 2.1.2) - auch dergleichen Wörter zu unterschiedliche Handlungen führen.

2.1.2 Zum Verhältnis von Sprache und Theorie

Wittgenstein kritisiert die auf Augustinus zurückgehende Auffassung, derzufolge die Wörter der Sprache Gegenstände benennen und Sätze eine Verbindung solcher Benennungen darstellen. Nach dieser Auffassung hätte jedes Wort in dem Sinne eine Bedeutung, daß es einen Gegenstand repräsentiert (PU 1). Gelernt wird eine solche Sprache durch hinweisendes Lehren. Indem man auf den Gegenstand zeigt, wird eine assoziative Verbindung zwischen dem Wort und dem Ding geschlagen, die sich der Lernende dann einprägt. (PU 6) Sprache hätte dann die Funktion, Gegenstände zu benennen, ähnlich wie man einem Ding ein Namenstäfelchen anheftet. Eine solche Benennung wäre dann eine Vorbereitung auf den Gebrauch der Sprache. (PU 26)

Dagegen meint Wittgenstein, daß das Entscheidende der Sprache gerade in ihrem Gebrauch liegt. Ein Benennen als Vorbereitung ist meist überflüssig, in vielen Fällen gar nicht möglich und auch noch gar kein Zug in einem Sprachspiel - "so wenig, wie das Aufstellen einer Schachfigur ein Zug im Schachspiel". (PU 49) Das Benennen ist eine mehr äußerliche Angelegenheit, es hat noch recht wenig mit einem Sprachspiel zu tun. Benennen allein nützt auch nicht viel für das Verständnis einer Sprache, genausowenig wie man den Gebrauch einer Schachfigur dadurch erklärt, daß man auf sie zeigt und z.B. sagt: 'das ist der Schachkönig.' (PU 31) Wittgenstein schließt jedoch nicht aus, daß Sprache auch die Funktion der Namensgebung haben kann (PU 43), die Beziehung zwischen Namen und Benanntem kann jedoch vielfältig sein und kann z.B. darin bestehen, "daß das Hören des Namens uns das Bild des Benannten vor die Seele ruft,...daß der Name auf das Benannte beschrieben ist, oder daß er beim Zeigen auf das Benannte ausgesprochen wird." (PU 37)

Nach Wittgenstein liegt das Wesentliche einer Sprache in ihrer pragmatischen Dimension, in einem konkreten Kontext muß sie eine bestimmte Funktion erfüllen, etwa Reaktionen, Handlungen oder Gefühle provozieren, ausdrücken oder beschreiben. So werden z.B. mit den Ausrufen 'Wasser!', 'Fort!', 'Au!', 'Hilfe!', 'Schön!', 'Nicht!' sicher keine Gegenstände benannt, vielmehr haben sie in der Praxis einer Handlungs- oder Gesprächssituation jeweils eine verschiedene Funktion. (PU 27) Ausrufe fordern zu einem spontanen Tun auf und nicht zu der Reflexion, was denn eigentlich -'wirklich'- damit gemeint sein könnte, ihre Wirklichkeit zeigt sich vielmehr in der Möglichkeit ihrer unproblematischen Anwendung. (PU 275) Worte können auch die Funktion haben, Gefühle auszudrücken. Die Tatsache, daß eine Verbindung zwischen dem Gefühl und dem Namen dafür hergestellt werden muß, bedeutet jedoch nicht, daß die Funktion des Wortes darin besteht, das Gefühl zu benennen, sondern Sprache kann selbst ein Ausdrucksverhalten sein. So wird z.B. durch das Lernen des Wortes Schmerz und seiner Anwendung - beides ist untrennbar verknüpft - ein neues Schmerzbenehmen möglich. Schreien als ursprünglicher Ausdruck des Schmerzes wird durch den Begriff ersetzt. (PU 244)

Es ist festzuhalten, daß Wittgenstein zwischen Benennen und Beschreiben unterscheidet. Während bei ersterem einem Gegenstand - gleich welcher Natur - ein Zeichen zugeordnet wird, sind Beschreibungen Instrumente für eine besondere Verwendung. (PU 291) Eine Beschreibung bildet nicht Tatsachen ab, sondern hebt die Aspekte hervor, die für einen bestimmten Zweck wichtig sind. Auf unterschiedliche Weise können verschiedenste Gegenstände beschrieben werden: die Lage eines Körpers durch

seine Koordinaten, eine Tastempfindung, eine Stimmung, ein Gesichtsausdruck (PU 24). Und die Beschreibung eines Gesichtsausdruckes z.B. besteht nicht darin, daß man die Maße des Gesichts angibt (PU 285), vielmehr ist hier eine andere Sprache notwendig. So sind Beschreibungen selbst eine bestimmte Art von Sprachspielen, weil die besondere Weise des Operierens mit der Sprache dem Zweck der Beschreibung dienen soll, bzw. ist in der Beschreibung immer schon der Zweck enthalten.

Schon bei Apel haben wir festgestellt, daß Beschreibungen normative Momente enthalten und nicht einfach Wirklichkeit abbilden. (A 1.4) Jetzt soll begründet werden, daß jede Sprache eine Theorie impliziert, wobei der Begriff Theorie hier im Sinne von Alltagstheorien verwendet wird, welche ein Orientierungswissen beinhalten, an die jedoch keine weiteren Forderungen logischer, systematischer oder sprachlicher - im Sinne von Eindeutigkeit und Präzision - Art gestellt werden. Solche Alltagstheorien eignen sich "hervorragend zur Gewinnung einer raschen, subjektiv gewiß erscheinenden Orientierung in aktuelle sozialen Situationen" (Laucken 1973 S. 14) und beinhalten Beschreibungen, Interpretationen, Erklärungen, zwischen denen oft nicht unterschieden werden kann. (vergl. Laucken 1973)

Weil Sprache nicht einfach ein Benennen ist, sondern verschiedenste Funktionen haben kann, wird durch Sprache strukturiert. Es geht in erster Linie nicht um eine Zuordnung von Gegenstand und Begriff, sondern um die Verwendung der Sprache mit ihrer ganzen Komplexität in einer konkreten Situation. Im Sinne der Pragmatik wird Sprache dann richtig angewendet, wenn sie zu den entsprechenden Reaktionen bzw. Handlungen führt.

Um entsprechend reagieren zu können, muß jedoch die Aussage in dem Sinne verstanden sein, daß man weiß, was zu tun ist oder wie man etwas macht. Dies ist ein Orientierungswissen im Sinne einer Alltagstheorie. Weil Sprache selbst eine Theorie impliziert, können Sprachprobleme nicht auf Fragen der Eindeutigkeit und der richtigen Wahl von Begriffen beschränkt werden, vielmehr ist die Theorie-Problematik einzubeziehen und d.h. insbesondere, daß normative Fragen nicht ausgeklammert werden dürfen.

Diese Argumentation, daß Sprachspiele Theorien beinhalten, heißt nicht, daß neben die Sprache wieder ein geistiger Akt des Vorstellens, Meinens oder In-sich-selber-zeigens tritt, eine Auffassung, die Wittgenstein gerade kritisiert. Aber hierbei wäre wieder das Konzept von Sprache als einem Benennen leitend, denn mit solch einem Akt würde noch einmal explizit auf etwas gezeigt und so die Verbindung zwischen Gegenstand und Begriff hergestellt werden. Aber solch ein Akt ist überflüssig und so lächerlich, als glaubte jemand, die schriftliche Anweisung auf eine Kuh müßte immer noch von der Vorstellung derselben begleitet sein. (PU 449) Nicht ein zusätzlicher geistiger Akt neben der Sprache soll mit der These, daß Sprache Theorien beinhaltet unterstellt werden. Sondern weil niemals einzelne sprachliche Äußerungen losgelöst vom Handlungs- und Kommunikationskontext gegeben sind, sind Sprachspiele Theorien der Welt- und Selbstinterpretation.

2.1.3 Zum Problem der Konventionen

Nach Wittgenstein gibt es potentiell unendlich viele Sprachspiele, die entstehen und vergehen (PU 23) Und jede Sprache beruht auf Übereinkünften (PU 355). Die Bedeutung eines Wortes ist meist sein Gebrauch in der Sprache (PU 43) und auch eine Regel zeigt sich allein im praktischen Handeln, eine Deutung gibt es nicht, sondern die Regel wird allein durch ihr Befolgen sichtbar (PU 201, 202). Insofern ist Apels Kritik an Wittgenstein zuzustimmen, daß sowohl die Bedeutung von Zeichen als auch die Regeln ihrer Anwendung auf Konventionen beruhen. (vergl. A 1.2.1)

Jedoch werden sprachliche Konventionen immer schon insofern bedeutungsvoll verwendet, als sie in einem sozialen Kontext richtig gebraucht werden müssen. So beruht zwar der Satz 'das Wetter ist schön' auf willkürlichen Zeichen, die jedoch nicht durch andere Zeichen ausgetauscht werden können, etwa 'abcd'. Denn man ist es nicht gewöhnt, 'abcd' anstelle des Satzes zu gebrauchen, so daß nicht ohne weiteres derselbe Sinn damit zu verbinden ist. (PU 508)

Durch die Struktur der Sprache ist ihr Sinn festgelegt, und es ist schwierig, einen anderen Sinn mit einer Aussage zu assoziieren als den gemeinten. (PU 510) "Wenn ich sage 'Herr Schweizer ist kein Schweizer', so meine ich das erste 'Schweizer' als Eigenname, das zweite als Gattungsname... Versuch, das erste 'Schweizer' als Gattungsnamen und das zweite als Eigennamen zu meinen!... Wenn ich's tue, blinzele ich mit den Augen vor Anstrengung" (PU S. 281)

Obwohl Sprache auf Konventionen beruht, sind diese auch nach Wittgenstein insofern nicht willkürlich, als mit ihnen ein Sinn verbunden ist, der ihren richtigen Gebrauch ermöglicht bzw. liegt der Sinn im richtigen Gebrauch. Sprachliche Zeichen und Regeln können deswegen nicht ohne weiteres ausgetauscht werden (vergl. A3) . Der Grund hierfür ist jedoch Gewöhnung an einen bestimmten Sprachgebrauch, und man kann auch mit einem anderen Zeichensystem leben. Die von Apel gestellte Frage, wie Erkenntnis möglich ist, wenn alle Erkenntnis an eine Sprache gebunden ist , die Sprache selbst aber auf Übereinkünften beruht, kann deshalb nicht damit beantwortet werden, daß sprachliche Zeichen immer schon bedeutungsvoll verwendet werden - dies ist erst einmal eine Sache der Gewöhnung.

Es muß hier vielmehr nach demjenigen gefragt werden, was den sprachlichen Übereinkünften zugrunde liegt, und dies ist nach Wittgenstein zuerst einmal eine Lebenspraxis, die vor aller Artikulation bestimmte Handlungen verlangt. Diese vorsprachliche Ebene bezieht sich auch auf Wahrnehmungen und ein Verständnis für Sinnzusammenhänge.

2.2 Vorsprachliche Realität

2.2.1 Praxis als Voraussetzung für Sprache

Jede Sprache muß gelernt werden. Um die Art der Verwendung eines Ausdrucks zu verstehen, ist es notwendig, auf die Situationen zurückzugehen, unter denen der Gebrauch gelernt wurde. Begriffe für Empfindungen z.B. werden in Situationen gelernt, in denen die Empfindung auftritt, so etwa das Wort Schmerz, wenn man Schmerzen fühlt. "Ein Kind hat sich verletzt, es schreit; und nun sprechen ihm die Erwachsenen zu und bringen ihm Ausrufe und später Sätze bei." (PU 244) Unter solche Umständen werden die richtige Worte für eine Empfindung, welche sich in irgendeiner Weise äußern muß, gelernt.

Ein solches Lernen kann jedoch nicht als ein hinweisendes Lehren oder ein Erklären von Begriffen verstanden werden. So kann der Begriff Schmerz eigentlich nicht erklärt werden, indem man z.B. jemanden mit einer Nadel stäche und sagte "' Siehst du, das ist Schmerz.' Er könnte diese Worterklärung, wie jede andere, richtig, falsch oder garnicht verstehen. Und welches er tut, wird er im Gebrauch des Wortes zeigen, wie es auch sonst geschieht." (PU 288)

Es scheint sich hierbei also um ein Lernen nach Versuch und Irrtum zu handeln. Die Worte und die Empfindung treten oft gemeinsam in einer Situation auf, so daß das Kind den Begriff auf das Gefühl assoziiert. Schließlich versucht es selbst, zu sprechen, und wenn es verstanden wird, hat es richtig gelernt.

Aber nicht nur Gefühle wie Schmerzen, die jeder nur allein spüren kann, sondern auch sinnliche Gegenstände, die der intersubjektiven Wahrnehmung zugänglich sind, werden nicht durch ein hinweisendes Lehren mit ihrem sprachlichen Ausdruck verbunden. Wittgenstein weist nach, daß ein hinweisendes Definieren, bei dem durch ein Zeigen auf den Gegenstand der Begriff gewonnen werden soll, nicht die Beziehung zwischen sprachlichem Ausdruck und dem Gegenstand begründen kann. Will man z.B. einem anderen verständlich machen, was die Zahl zwei bedeutet, so kann man auf zwei Nüsse zeigen und dazu sagen: 'das ist zwei'. Trotzdem weiß der andere deshalb noch nicht, worauf sich der Laut 'zwei' bezieht. Er kann annehmen, daß diese bestimmte Gruppe von Nüssen 'zwei' genannt wird, daß 'zwei' also ein Eigennamen ist. Er kann aber auch annehmen, daß 'zwei' diese Nüsse - als Gattungsname - meint, oder ihre Farbe oder ihre Form. "Das heißt, die hinweisende Definition kann in jedem Fall so und anders gedeutet werden." (PU 28) Denn mit dem Hinweisen auf den Gegenstand können ja verschiedenste Aspekte gemeint sein. (vergl. auch PU 33)

Dennoch ist eine hinweisende Definition nicht wertlos, sie kann zu einer größeren sprachlichen Klarheit betragen oder dann den Gebrauch eines Wortes erklären, wenn schon klar ist, welche Rolle das Wort in der Sprache spielen soll. Wenn man z.B. nach der Benennung einer Farbe fragt und als Antwort bekommt, das sei Sepia, so kann die hinweisende Erklärung zum Verständnis des Wortes helfen. Um nach einer Benennung überhaupt fragen zu können, muß man jedoch schon vorher etwas wissen oder können. "Aber was muß man wissen?" (PU 30)

Die Frage, die hier gestellt werden soll, ist, ob nicht für jedes Erlernen von Sprache schon ein Verständnis in dem Sinne vorausgesetzt werden muß, daß man mit Gegenständen sinnvoll umgehen kann, so daß sprachliche Konventionen hier schon eine Grundlage haben (zur Erweiterung dieses Verstehensbegriffs vergl. A 2.2.3). Verständiges und umsichtiges Handeln in der Praxis wäre dann die Voraussetzung für einen sinnvollen Gebrauch von Sprache. Das Erlernen der Sprache im Kindesalter kann dann jedoch nicht mehr allein nach dem Modell des Lernens nach Versuch und Irrtum erklärt werden. Vielmehr ist auch hier schon eine - keineswegs unstrukturierte - vorsprachliche Ebene maßgebend, die man in diesem Alter vielleicht als Ausdruck von Bedürfnissen und Instinktverhalten auffassen kann.

Mit solch einem Verständnis, das der Sprache vorausgeht, können deswegen keine rationalen Intensionen gemeint sein, es soll jedoch auch nicht auf ein Instinktverhalten reduziert werden. Denn angemessenes Verhalten ist für den Menschen als Kulturwesen nicht durch seine angeborenen Instinkte gewährleistet. Es geht hier auch nicht allein um das Erlernen von Sprache, dies war vielmehr nur der Ausgangspunkt. Das Argument ist vielmehr, daß eine konkrete Lebenspraxis, die ein Umgehen mit der Natur, mit anderen Menschen und mit sich selbst erfordert, allen sprachlichen Konventionen vorausgeht, weil diese ganz bestimmten Regeln genügen müssen, nämlich **solchen**, die die Lebensbewältigung sichern. (vergl. auch A 3)

Diese Argumentation scheint dem von Apel angesprochenen Aspekt zu widersprechen, daß man nach Wittgenstein durch eine blinde Erlebnisgewißheit kürzen können soll (Apel 1972 S.3). Auch meint Apel, daß nach Wittgenstein das Sprachverstehen alles umfassen soll, daß jedes Weltverständnis nur im Sprachverständnis gegeben ist (Apel 1973a S. 361) und so keine vorsprachliche Realität, die ja schließlich auch in irgendeinem Sinne verstanden sein muß, denkbar wäre.

Wittgenstein argumentiert jedoch umgekehrt. Verständigung fängt nach ihm nämlich nicht damit an, eine persönliche Empfindung zu beschreiben, wobei einzig und allein der Empfindende die Verbindung zwischen dem Begriff und dem Gefühl herstellt. Denn die Vorstellung, jeder könne nur am eigenen Fall wissen, was z.B. Schmerz bedeutet, würde nämlich tatsächlich zu der Konsequenz führen, daß man durch die Empfindung kürzen kann - obwohl nach Wittgenstein gerade das Gefühl viel entscheidender ist als seine Artikulation.

Dies verdeutlicht Wittgenstein an seinem Käferbeispiel:

"Angenommen, es hätte jeder eine Schachtel, darin wäre etwas, was wir Käfer nennen. Niemand kann je in die Schachtel des Anderen schauen; und Jeder sagt, er wisse nur vom Anblick seines Käfers, was ein Käfer ist. - Da könnte es ja sein, daß jeder ein anderes Ding in seiner Schachtel hätte...die Schachtel könnte auch leer sein. - Nein, durch dieses Ding in der Schachtel kann gekürzt werden; es hebt sich weg, was immer es ist." (PU 293)

Dies bedeutet jedoch nicht, daß die Empfindung selbst unwesentlich ist, im Gegenteil, sie ist das Entscheidende. So besteht größte Verschiedenheit zwischen einer Situation, in der man Schmerzen hat, und einer anderen ohne Schmerzen. "Aber du wirst doch zugeben, daß es ein Unterschied ist, zwischen Schmerzbenehmen mit Schmerzen und Schmerzbenehmen ohne Schmerzen. - Zugeben? Welcher Unterschied könnte größer sein!" (PU 304)

Die Empfindung ist viel wesentlicher als alles Feden darüber, sie liegt vor jedem Wissen und auch vor jedem Zweifel. So ist nicht einmal ein Zweifel darüber sinnvoll, ob man Schmerzen hat oder nicht. Die Empfindung ist da, gleichgültig, ob man die Begriffe kennt. Die Tatsache, daß man Schmerzen hat, ist nicht an eine explizite Erkenntnis gebunden. (vergl. PU 246, 408)"Man könnte sich denken, daß jemand stöhnte: Irgend jemand hat Schmerzen - ich weiß nicht wer!" - worauf man ihm, dem Stöhnenden, zu Hilfe eilte."(PU 407)

Gerade dieses letzte Beispiel zeigt, daß ein Verständnis für praktische Belange, das vor und unabhängig von allen Sprachspielen gegeben ist, angenommen werden muß.

Die Empfindung selbst sollte jedoch weder als ein Nichts noch als ein Etwas begriffen werden (PU 304), denn diese Ausdrücke provozieren eine bestimmte Vorstellung vom Funktionieren der Sprache, daß mit ihr nämlich allein Gegenstände bezeichnet werden. Eine in der intersubjektiven Praxis begründete Sprache wird vielmehr auf die persönliche Empfindung zum Zwecke der Verständigung angewendet. Wittgenstein schließt deshalb nicht die Möglichkeit einer vorsprachlichen Ebene aus, wie Apel ihm unterstellt, es geht ihm vielmehr nur um eine Korrektur des Verständnisses unserer Alltagssprache.

2.2.2 Wahrnehmung von Qualitäten

Im letzten Abschnitt wurde gezeigt, daß ein Verständnis für praktische Belange Voraussetzung für Sprache ist. Dabei wurde noch nicht deutlich, inwiefern die Artikulation eines solchen Wissens ein Problem darstellen kann. Wittgenstein zeigt am Beispiel der Wahrnehmung von Qualitäten, daß man etwas wissen aber trotzdem nicht sagen kann.

Man kann z.B. wissen, wieviele Meter der Mont-Blanc hoch ist, wie das Wort 'Spiel' gebraucht wird, wie eine Klarinette klingt. Während man im ersten Fall sein Wissen auch sagen kann, ist dies im dritten Fall nicht ohne weiteres möglich. "Wer sich wundert, daß man etwas wissen könne, und nicht sagen, denkt vielleicht an einen Fall wie den ersten. Gewiß nicht an einen wie den dritten." (PU 78) Ein solches Wissen ist keineswegs einer ausgesprochenen Definition äquivalent, so daß ich diese als den Ausdruck meines Wissens anerkennen würde, wenn man sie mir sagte. Die Artikulation eines solchen Wissens ist vielmehr ein differenzierterer Vorgang. Im Fall des Spieles ist es vielleicht in den Erklärungen ausgedrückt, die man geben könnte, wobei die Erklärungen hier mit einem Beschreiben von Spielen verschiedener Art beginnen, bis man allmählich aufgrund von Analogieschlüssen einen Begriff gewinnt, so daß man auf die Frage, was ein Spiel ist, antworten kann. Obgleich man also schon weiß, wie ein Spiel gebraucht wird, wird dieses Wissen erst mitteilbar, wenn in einem differenzierten Prozeß die Worte bzw. die Sprache zum Ausdruck dieses Wissens gefunden wurden. (PU 75, vergl. auch A 2.2.3)

Insbesondere für die Wahrnehmung von Qualitäten steht uns oft keine Sprache zur Verfügung, mit der wir diese angemessen beschreiben könnten. So fehlen uns bei dem Versuch, das Aroma des Kaffees zu beschreiben, die Worte. Auch eine Melodie kann vielleicht nicht anders beschrieben werden als so: " 'diese Töne sagen etwas Herrliches, aber ich weiß nicht was.' Diese Töne sind eine starke Geste, aber ich kann ihnen nichts erklärendes an die Seite stellen" (PU 610)

Wittgenstein läßt die Frage offen, ob es überhaupt möglich ist, solche Eindrücke zu artikulieren, ob unsere Sprache prinzipiell dafür ausreichen würde oder ob etwa ganz neue Worte eingeführt werden müßten. Es ist sogar fraglich, ob eine solche sprachliche Beschreibung notwendig bzw. sinnvoll ist, denn für praktische Belange scheint dies überflüssig zu sein. Wann ist jemandem schon einmal die Beschreibung des Aromas des Kaffees abgegangen ? (PU 610) Dies mag zwar oft tatsächlich überflüssig sein, es gibt jedoch auch schon im Alltag Situationen in denen eine Artikulation von Wahrnehmungen notwendig ist; z.B. wenn man jemandem eine Person beschreiben muß, die dieser treffen soll, wenn man einem anderen von einer Ausstellung berichtet, wenn man einem Freund mitteilt, wie sein Verhalten wirkt. In solchen Situationen dürfte es nicht einfach sein, die richtigen Worte für seine Eindrücke zu finden, der Versuch ist jedoch notwendig, wenn man sich darüber verständigen will. Und gerade bei psychologischen Fragestellungen kann auf die Artikulation von Eindrücken nicht verzichtet werden - z.B. wenn die nonverbale Kommunikation thematisiert werden soll -, weil Verständigung darüber und Erkenntnis nur in einer Sprache möglich ist. (vergl. A 1.1.3)

Es handelt sich bei diesem Wissen, das man nicht sagen kann, um wahrgenommene Qualitäten, weil das Problem der sprachlichen Artikulation erst auf die Frage, wie man etwas wahrnimmt, entsteht, während die Frage, was wahrgenommen wird, beantwortet werden kann: eine Klarinette, Kaffee. Aber auch für viele qualitative Eindrücke stehen uns Worte zur Verfügung - leise, warm, tief z.B. So könnte auch für ein bestimmtes Kaffeearoma ein Name gewählt werden, mit dem dann diese Qualität ausgedrückt werden soll. Die Qualität könnte dann benannt werden.

Sprache hat jedoch nach Wittgenstein nur zu einem geringen Teil die Funktion, Gegenstände zu benennen, und auch die Einführung von Namen für qualitative Eindrücke scheint nicht das Problem ihres sprachlichen Ausdrucks zu umfassen. Solche Namen würden dazu dienen, die Wahrnehmungen unter die eingeführten Begriffe zu subsummieren. Eine sprachliche Beschreibung von Eindrücken kann jedoch auch die Funktion haben, Neuwahrnehmungen zu ermöglichen und Eigenschaften zu eröffnen (vergl. A 1.1.3 sowie Apel 1973a S. 160). Dann wäre jedoch nicht das Einigen auf Namen für Eindrücke das Entscheidende des Problems ihrer Artikulation, vielmehr müßten für das Wesentliche des Eindrucks die richtigen Worte der uns zur Verfügung stehenden Sprache gefunden werden. Dies würde aber auch bedeuten, daß vor allem durch Sprache gestifteten Sinn ein Verständnis für Sinnzusammenhänge anzunehmen ist.

2.2.3 Sinnzusammenhänge

Auch nach Wittgenstein sind Sprache und Denken verknüpft, die Sprache ist das Vehikel des Denkens. (A 2.1.1) Es kann jedoch das Problem auftreten, daß man einen richtigen Ausdruck für einen Gedanken sucht, z.B. beim Schreiben eines Briefes. Die Gedanken scheinen dann da zu sein, man sucht nur noch nach ihrem Ausdruck. Bei dieser Suche kann jedoch völlig Verschiedenes geschehen: man gibt sich einer Stimmung hin, ein vorschwebendes Bild soll sprachlich gefaßt, ein deutscher Ausdruck für einen englischen gefunden, eine Gebärde ausgedrückt werden. Wenn man nun fragt, ob der Gedanke schon vor dem Ausdruck da war, kann man dies eigentlich nicht annehmen, denn "worin bestand der Gedanke, wie er vor dem Ausdruck vorhanden war ?"(PU 335)

Es soll in diesem Kapitel die Möglichkeit einer vorsprachlichen Ebene aufgezeigt werden, die Möglichkeit von Erfahrungen, die nicht schon von einer Sprache geleitet werden, sondern die ihrerseits Sprache begründen. Diese gehen auch allem Denken voraus, weil Denken nur im Medium der Sprache möglich ist. Die Interpretation von Wittgensteins Beispiel soll jetzt dazu dienen, die hier angesprochene vorsprachliche Ebene klarer zu fassen.

Wenn man beim Schreiben eines Briefes den richtigen Ausdruck für z.B. ein persönliches Gefühl oder die Atmosphäre einer Situation sucht, kann es notwendig sein, sich der Stimmung hinzugeben, um den Eindruck zu verstärken. Durch das Finden der Worte wird dann das Erlebte nicht nur mitteilbar, es wird auch für sich selbst faßbar. Sprache hat dann nicht nur die Funktion der Verständigung sondern auch die der Selbstverständigung.

Ein Bild ist keine Vorstellung sondern eine Anschauung. Es kann einer Vorstellung entsprechen (PU 301), und auch von Vorstellungen kann man sich Bilder machen. So ist ein Vorstellungsbild das Bild, das beschrieben wird, wenn jemand seine Vorstellung beschreibt. (PU 367) Im ganz wörtlichen Sinne kann auch jemand ein Bild malen, um damit zu zeigen, wie er sich etwas vorstellt (PU280).Aber während der Begriff 'Vorstellung' auf allgemeinere rationale Prinzipien abzielt, weil eine Vorstellung seinem Gegenstand ähnlicher sein soll als jedes Bild (PU 389), hat ein Bild mehr paradigmatischen Charakter (PU 300) Ein Bild zeigt etwas, während Vorstellungen begründen wollen.

Ein Bild kann durch eine Sprache vorgegeben sein, darin begründet liegen, so daß man nicht herausfindet und seine Sichtweise ändern könnte (PU 115) Das Hören eines Namens für einen sinnlich wahrnehmbaren Gegenstand kann dazu führen, daß einem ein Bild von diesem Gegenstand vorschwebt. Jedoch können auch die Anwendungen dieses Gegenstandes vorschweben, und das Bild läßt eine bestimmte Anwendung erwarten (PU 139, 141).Bilder als Anschauungen sind deswegen keine Abbilder einer sinnlich wahrnehmbaren Welt, sondern in ihnen ist zugleich ein Weltverständnis ausgedrückt; welche Zusammenhänge, Handlungen und Gebrauchsweisen man als sinnvoll unterstellt.

Sind Bilder teilweise durch Sprache bestimmt, so muß für andere der sprachliche Ausdruck erst noch gefunden werden (PU 335). Hierzu ist aber ein Verständnis Voraussetzung, das dem Sprachverstehen vorangeht. Durch die Mitteilung solcher Bilder können dann Neuwahrnehmungen ermöglicht werden. Nicht auf rational-diskursivem Wege sollen Vorstellungen geändert werden,

vielmehr soll sich die Anschauungsweise ändern, indem man einem anderen ein Bild vor seine Augen stellt, und seine Anerkennung des Bildes besteht dann "darin, daß er nun geneigt ist, einen gegebenen Fall anders zu betrachten, nämlich ihn mit dieser Bildreihe zu vergleichen" (PU 144) Daß das Bild als ein angemessenes vom anderen auch erkannt wird, mag sich in der Äußerung zeigen : "'Ja, es ist wahr, das könnte man sich auch denken, das könnte auch geschehen.'" (PU 144)

Sucht man einen muttersprachlichen Ausdruck für ein Fremdwort, so handelt es sich um ein Übersetzungsproblem, daß jedoch keineswegs immer technisch zu lösen ist, indem man z.B. im Lexikon nachschaut oder versucht, sich an die Vokabel zu erinnern. Vielmehr kann es notwendig sein, sich auf den Ausdruck zu besinnen, wie Wittgenstein sagt (PU 335) Auch hierfür ist ein Verständnis Voraussetzung. In einer metaphorischen Sprache könnte man sagen, daß hier gleichsam ein zwischensprachlicher Bereich durchschritten werden muß.

Um eine Gebärde als eine Ausdruckdrucksbewegung beschreiben zu können, muß ihr Sinn verstanden sein. Denn es handelt sich dabei ja gerade nicht darum, für ein Verhalten die passenden Worte zu finden, sondern der Sinn, der sich in der Bewegung ausdrückt, soll erfaßt werden.

2.2.4 Die Gegenstände der Erkenntnis

Anhand von Wittgenstein wurde nach der Möglichkeit einer vor-sprachlichen Realität gefragt, um einen sprachlichen Konventionen zugrundeliegende Gegenstand der Erkenntnis nachzuweisen, der die Möglichkeit von Erkenntnis begründen soll (vergl. auch A 2.4) . Das der Sprache Vorausgehende sind Wahrnehmungen sinnlicher Gegenstände, ein Wissen, wie man etwas macht, das ein Verständnis für praktische Belange voraussetzt, sowie ein Verstehen von Sinnzusammenhängen als Bedingung der Möglichkeit der Artikulation von Stimmungen, Gefühlen, Bildern, Ausdrucksverhalten sowie der Übersetzung in andere Sprachen.(vergl. auch A 1.4.3)

Gegenstände der Erkenntnis sind deswegen nicht nur sinnlich wahrnehmbare Dinge, sondern auch Strukturen, in denen sich ihre Beziehungen untereinander und auch ein Verstehen von Sinn ausdrückt. Es wird deswegen in dieser Arbeit auch nicht explizit unterschieden zwischen Beobachtungssätzen und Theorien - wobei das Problem der Gesetzmäßigkeit ausgeklammert bleibt (A 1.4.3). Denn nicht nur Beobachtungssätze sind schon theoriegeleitet, sondern auch Annahmen von Zusammenhängen basieren auf Erfahrungen, die aufgrund von Verständnis sinnvoll interpretiert worden sind.

Ob dieser aus der bisherigen Analyse gewonnene hermeneutische Begriff des Verstehens Wittgenstein auch tatsächlich gerecht wird, muß jetzt jedoch noch diskutiert werden. Denn Wittgenstein hat ausdrücklich betont, daß es sich beim Verstehen nicht um einen psychischen Akt handelt.'

2.3 Hermeneutisches Verstehen

2.3.1 Zum Begriff des Verstehens

Zunächst muß die Frage geklärt werden, inwieweit es überhaupt gerechtfertigt ist, den im letzten Kapitel entwickelten Verstehensbegriff als einen hermeneutischen zu bezeichnen. Denn die hiermit verbundenen Fragen der Einfühlung, etwa im Sinne eines divinatorischen Verstehens (Schleiermacher), oder der Interpretation von Objektivationen des Lebens (Dilthey), oder des Hineinversetzens in die Perspektive eines anderen Menschen (Gadamer) wurden noch garnicht gestellt. (vergl. A 2.3.2)

Ausgehend von begriffsgeschichtlichen Bedeutungen hat Coreth (1969 S. 55ff) versucht, das Wesentliche eines hermeneutischen Verstehensbegriffs herauszustellen. Demnach ist Verstehen ein Vollzug aus innerer Einsicht, in dem ein Sinn begriffen wird. "Alles Verstehen ist Erfassung eines Sinnes". (Coreth 1969 S.55) Es ist eine unmittelbare geistige Wahrnehmung, ein Vermögen der Einsicht und läßt sich am ehesten mit dem Begriff Intuition fassen. Dagegen grenzt er die Erkenntnis durch Verstand - d.h. durch begriffliches, diskursives, rationales Denken - ab. Wenn man hermeneutisches Verstehen in dieser verallgemeinerten Form als Sinnerfassung begreift, so liegt auch bei Wittgenstein ein hermeneutischer Verstehensbegriff zugrunde, wobei Sinn nicht nur durch Sprache gestiftet wird, sondern sie auch ermöglicht.

Wittgenstein hat nun die Frage, was Verstehen denn eigentlich sei, zurückgewiesen - ebenso wie man nicht nach der 'wirklichen' Bedeutung von Begriffen fragen/sondern sich vielmehr den Gebrauch dieser Begriffe in einer Sprache ansehen soll. Man sollte auch nicht fragen, was geschieht, wenn jemand versteht, sondern danach, was es für Anzeichen für ein Verstehen gibt. Dabei ist es völlig gleichgültig, ob das Verstehen von bestimmten psychischen Prozessen begleitet wird - etwa Ausdrucksbewegungen des Gesichts oder Veränderungen der Atmung als Folge einer Gemütsbewegung - oder nicht. Ein Kriterium dafür, daß jemand versteht, ist vielmehr einzig und allein der praktische Erfolg beim Lösen einer Aufgabe. (PU 321ff)

Verstehen mag von seelischen Vorgängen begleitet sein, dies hat jedoch wenig mit dem zu tun, was durch den Begriff des Verstehens eigentlich ausgedrückt werden soll, nämlich daß man etwas kann. Es wäre denkbar, daß jemand immer wieder Scheinerleuchtungen hätte, die sich vielleicht in dem Ausruf 'jetzt hab ich's' als Ausdruck eines freudigen Aufzuckens äußern, dies jedoch dann nie durch die Tat rechtfertigen könnte (PU 323). Es ist unsinnig, hier von einem Verstehen zu sprechen. Deswegen sollte Verstehen erst garnicht als ein seelischer Vorgang aufgefaßt werden, weil dadurch das Wesentliche des Begriffs aus den Augen verloren wird. Denn "in dem Sinne, in welchem es für das Verstehen charakteristische Vorgänge (auch seelische Vorgänge) gibt, ist das Verstehen kein seelischer Vorgang." (PU 154)

Wittgenstein setzt die Kriterien für richtiges Verstehen dem Verstehen selbst gleich, der Begriff des Verstehens wird voll von dem des Handelns umfaßt. Eine Aufgabe hat man dann verstanden, wenn man weiter weiß, was dazu geführt hat, kann alles mögliche gewesen sein. Jedoch sollte der Prozeß des Verstehens nicht als ein spezifisches, undefinierbares Erlebnis aufgefaßt werden. Denn der Begriff des Verstehens darf deshalb nicht von solchen Erlebnissen abhängig gemacht werden, weil solche jeweils individuellen Erlebnisse dann nicht verglichen werden könnten, so daß kein Kriterium für die Identität des Geschehnisses gefunden werden kann (PU 322). Auch suggeriert die Vorstellung eines besonderen psychischen Erlebnisses, daß neben dem Prozeß des Verstehens noch nach einem anderen gefragt werden müßte, daß neben diesem Prozeß gleichsam für sich existiert. "Wie konnte denn der Vorgang des Verstehens versteckt sein, wenn ich doch sagte 'Jetzt verstehe ich', weil ich verstand?" (PU 153) Im Verstehen einer Sache, das sich im Handeln zeigt, ist schon alles enthalten, es muß nicht noch nach psychischen Prozessen gefragt werden.

Wie wir schon bei Apel (vergl. A 1.4) gezeigt haben, darf das Problem des Verstehens nicht auf psychologische Fragestellungen reduziert werden. Auch Verstehen als Voraussetzung für das Initiieren von Naturprozessen bei Apel und Verstehen als Handeln bei Wittgenstein weisen eine Parallele auf. Im Gegensatz zu Wittgenstein scheint es jedoch notwendig, zwischen dem Prozeß des Verstehens und Kriterien zu differenzieren. Denn eine Gleichsetzung würde ja bedeuten, daß man allein dann davon ausgehen kann, daß jemand verstanden hat, wenn er auch tatsächlich handelt. Die Möglichkeit, etwas verstanden zu haben, ohne dies gleich unter Beweis stellen

zu müssen, wäre somit ausgeschlossen. Dies wäre ein behavioristischer Standort, den Wittgenstein ja zurückgewiesen hat (PU 307, 308). Auch nach Apel muß immer geprüft werden, ob man etwas tatsächlich verstanden hat, jedoch ist das Verstehen selbst nicht mit der Prüfung identisch. Dies setzt jedoch die Annahme eines Prozesses des Verstehens voraus - wobei das Wesentliche dieses Prozesses gerade nicht in psychischen Reaktionen liegt, sondern darin, daß man etwas, eine Sache, einen Erkenntnisgegenstand versteht.

Insofern wäre auch unsere Interpretation von Wittgensteins Beispiel einer Situation, in der man nach dem richtigen Ausdruck für etwas sucht, was man jemandem mitteilen möchte (vergl. A 2.2.3), gerechtfertigt. Wir haben versucht, herauszufinden, was in einer solchen Situation geschieht. Wittgenstein selbst jedoch würde eine solche Interpretation wahrscheinlich nicht als legitim ansehen.

2.3.2 Zum Problem der Einfühlung

Wie schon im letzten Abschnitt angedeutet kann beim Begriff des hermeneutischen Verstehens das Problem der Einfühlung in andere Menschen, des Nachvollzugs von Intensionen nicht ausgeklammert werden. Auch bei Apel liegt ja das Entscheidende des Verstehensbegriffs - im Gegensatz zu Erklärungen von beobachtbaren Gegenbenheiten nach Kausalgesetzen - im Nachvollzu sinnvoller Handlungen, wobei der Sinn nur verstanden, nicht aber beobachtet werden kann (A1.4.3). Die Frage ist, ob hierzu ein Sich-hinein-versetzen in andere Menschen nötig ist, bzw. wie dieser Prozeß, in dem Sinn verstanden wird, vorgestellt werden kann.

Es sei gleich darauf hingewiesen, daß allein schon diese Fragestellung von Wittgenstein zurückgewiesen werden würde, denn es sei gerade unser Fehler, "dort nach Erklärungen zu suchen, wo wir die Tatsachen als Urphänomene sehen sollten. D.h. wo wir sagen sollten: dieses Sprachspiel wird gespielt." (PU 654) Eine solche Auffassung, die im Beschreiben von Sprachspielen allein die Möglichkeit unserer Erkenntnis begrenzt wissen will, muß jedoch kritisiert werden, wie vorgreifend festgehalten werden soll (vergl. A 2.4).

Betti (1967 Kap. 3), der sich ausführlich mit methodologischen Fragen der Hermeneutik beschäftigt hat und sich dabei in erster Linie auf Schlierermacher und Dilthey bezieht, sieht als ein wesentliches Moment des Auslegungsprozesses die psychologische Einfühlung an. "Handelt es sich doch immer um persönliche geistige Haltungen und Lebensmomente, denen gegenüber sich für uns als Interpreten die Forderung stellt, sie in uns von innen heraus wieder entstehen zu lassen und wiederzuerkennen, indem wir uns in den Geist des Autors hineinversetzen. Hierin besteht wesentlich das psychologische Moment jeder Auslegung." (Betti 1967 S. 207) Der Interpret ist aufgerufen "in seinem Innern den Entstehungsprozeß von seinem Endpunkt her rückläufig zu verfolgen und so von innen her nachkonstruieren und jedesmal einen fremden Gedankengang, ein Stück Vergangenheit, ein erinnertes Erlebnis in die eigene Lebensaktualität aufzulösen, das heißt, ihm im Rahmen des eigenen Selbst Eingang zu gewähren als einer Tatsache der eigenen Erfahrung und vermöge einer Art Umstellung seinem eigenen Geisteshorizont Kraft derselben Synthesis, durch welche er ihn wiedererkennt und nachkonstruiert, einzufügen." (Betti 1967 S. 226)

Es ist festzuhalten, daß auch nach Betti dieses psychologische Moment nicht den Verstehensbegriff umfaßt, vielmehr sieht er es als eine Methode an, die Verstehen ermöglichen soll. Die Methode ist ein Hineinversetzen, durch das fremde Gedanken, Intensionen, Erlebnisse etc. in der eigenen Person nach-erlebt und wiedererkannt werden. Dabei kann die eigene Subjektivität nicht ausgeschaltet werden, sie ist im Gegenteil unentbehrliche Bedingung der Möglichkeit von Verstehen. Es ist eine Illusion zu meinen, die Sachen könnten von sich aus reden, vielmehr muß der Interpret sich seines eigenen Beitrags bewußt bleiben. Insofern handelt es sich um eine Synthese zwischen Subjektivem und Objektivem.

Ein so verstandenes psychologisches Moment des hermeneutischen Verstehens kann nach zwei Richtungen hin diskutiert werden: einerseits wird das Subjekt-Objekt-Problem angesprochen, andererseits ist die Frage zu stellen, ob sich jeweils solipsistische Subjekte in andere einfühlen. Apel (1973a S.335ff) behandelt beide Fragen in seiner Gegenüberstellung von Wittgenstein und dem Problem des hermeneutischen Verstehens.

Apel sieht in der Differenzierung und Relativierung der Rahmenbedingungen und Kriterien von Sinn und Sinnverstehen auf Lebensformen und den jeweiligen Situationskontext bei Wittgenstein die tatsächliche Realisierung der von der Hermeneutik geforderten Vermittlung zwischen Subjektivem und Objektivem. Nicht ein transzendentes Subjekt überhaupt erkennt, sondern dieses steht immer schon in einer konkreten Situation und kann nur von diesem Standort aus etwas erkennen. (Apel 1973a S. 364)

Da alles Erkennen schon die Teilnahme an einem Sprachspiel voraussetzt, tritt die Fähigkeit der Partizipation an einem Sprachspiel "an die Stelle des methodischen Solipsismus der Einfühlung in den anderen; es erweist sich, daß jenes Selbstverständnis, das der methodische Solipsist als Inverstitution der Einfühlung zum Verständnis der anderen...aufbieten möchte, selbst schon vermittelt ist durch die öffentliche Regel eines Sprachspiels und die mit ihm verwobene Lebensform." (Apel 1973a S. 371)

Das Verstehen eines anderen Menschen kann deshalb nicht als Einfühlung eines abgeschlossenen Subjektes in ein anderes aufgefaßt werden, sondern ist durch die öffentlich-allgemeine Sprache, die sowohl der Selbstinterpretation als auch der Welterschließung dient, immer schon allgemein. Es muß nicht erst eine Kluft zwischen Subjekten überwunden werden, sondern diese ist aufgrund der gemeinsamen Sprache garnicht gegeben.

Kritisch sei jedoch daran erinnert, daß nach Apel alles Verständnis nur durch Sprache vermittelt ist (A 1.3) und er die Möglichkeit eines vorsprachlichen Verständnisses, in dem sprachliche Konventionen ihre Begründung finden könnten, ausschließt. Dies ist bei Wittgenstein anders, die Welt wird nicht nur durch Sprache erschlossen, sondern praktische Belange sind auch die Grundlage einer Sprache (A 2.2) Dabei ist eine solche Praxis sicher auch als eine intersubjektive zu begreifen.

2.4 Kritik

Die Ausgangsfrage war, wie Erkenntnis möglich ist, wenn es potentiell unendlich viele Sprachspiele gibt, die auf Konventionen beruhen. Auch wenn nach Wittgenstein ein Sprachspiel nicht in beliebiger Weise gegen ein anderes austauschbar ist, sondern der korrekte Sprachgebrauch in einer Kommunikationsgemeinschaft entscheidend ist, kann dadurch jedoch nicht die Möglichkeit von Erkenntnis begründet werden, da nicht klar ist, wie und in welcher Weise sich ein Zeichensystem auf Wirklichkeit bezieht.

Wittgenstein stellt die Frage, ob und wie Erkenntnis möglich ist, im grunde nicht. Er setzt voraus, daß Tatsachen als Urphänomene gesehen, d.h. erkannt werden können (PU 654), und daß er selbst richtige Aussagen über die Sprache und ihre Funktionsweise gewonnen hat. Dennoch ist bei ihm jede Wahrheit relativ auf Sprachspiele. Die Frage aber, wie sich diese Sprachspiele auf Erkenntnis von Wirklichkeit beziehen, bleibt bei ihm ungeklärt. "Eine Sprache erfinden, könnte heißen, aufgrund von Naturgesetzen (oder in Übereinstimmung mit ihnen) eine Vorrichtung zu bestimmtem Zweck erfinden; es hat aber auch den anderen Sinn, dem analog, in welchem wir von der Erfindung eines Spiels reden." (PU 492) Während man von ersten Teilsatz des Zitates auf ein Konzept der Perspektivität von Erkenntnis übergehen könnte - was im nächsten Kapitel (A 1.3) anhand von Holzkamp erfolgen soll -, zeigt der zweite Teilsatz, daß die Frage nach der Möglichkeit von Erkenntnis nicht anhand von Wittgenstein beantwortet werden kann. Denn richtige Sprachgebrauch in dem Sinne, daß man die Regeln eines Spieles beherrscht ist sicher nicht mit Erkenntnis gleichzusetzen, zumal nach Wittgenstein auch Lügen ein Sprachspiel ist, das gelernt sein will wie jedes andere (PU 249).

2.5 Zusammenfassung

Sprache beruht nicht in dem Sinne auf willkürlichen Konventionen, daß diese nach Belieben ausgetauscht werden könnten gegen andere, vielmehr sind sie in einer konkreten Kommunikationsgemeinschaft verankert. Auch ist davon auszugehen, daß mit jeder Sprache ein Bezug zur Praxis gegeben ist, wobei die Bewältigung praktischer Belange nicht vorerst und ausschließlich durch die Sprache vermittelt ist, sondern die Wahl einer Sprache auch begründet. Nicht wie Apel meint nehmen wir die Welt nur im Lichte einer Sprache wahr (A. 1.3.3), vielmehr können Wahrnehmungen und ein vorsprachliches Verständnis auch dazu führen, daß man eine Sprache sucht.

Eine Dialektik von Erfahrung und Sprache deutet sich an, sie soll im nächsten Kapitel noch weiter herausgearbeitet werden (A 3). Wenn Erfahrung jedoch nicht ausschließlich durch Sprache geleitet wird, kann das Finden einer Sprache für einen bestimmten Erkenntniszweck ein Problem darstellen.

Da Sprache als Lebensform immer auch eine Theorie über ein Welt- und Selbstverständnis impliziert und es potentiell unendlich viele Sprachspiele gibt, kann danach gefragt werden, was für eine Sprache verwendet wird, welches Welt- und Selbstverständnis sich in ihr ausdrückt und welche Normen zugrunde liegen. Die Analyse des Sprachproblem in der Schriftpsychologie muß sich deshalb nicht auf die drei erkenntnisleitenden Interessen als normative Voraussetzungen beschränken (A 1.4), sondern es können zusätzliche Differenzierungen vorgenommen werden.

3 Wirklichkeit, Sprache und Erkenntnis

Bei Apel haben wir gesehen, daß ein Gegenstand allein in einer Sprache zum Gegenstand der Erkenntnis werden kann, so daß Sprache letzter Horizont für alle Geltungsfragen ist. (A1.1) Nur eine Kommunikationsgemeinschaft kann Sinn und Geltung von Aussagen bestätigen. Dabei ist Konsens Voraussetzung für Erkenntnis, da man sich in einer gemeinsamen Sprache verständigen muß (A 1.3). Das Problem lag bei Apel darin, daß bei ihm alle Wirklichkeit nur in einer Sprache gegeben ist, es gleichzeitig aber potentiell unendlich viele und auf Konventionen beruhende faktische Sprachspiele gibt, so daß er sich gezwungen sah, die Möglichkeit von Erkenntnis von einem noch nicht verwirklichtem Ideal abhängig zu machen. (A 1.2)

An Wittgenstein haben wir die Möglichkeit einer vorsprachlichen Realität aufgezeigt, die sich nicht allein auf Wahrnehmungsgegenstände bezieht sondern auch auf ein für die Bewältigung praktischer Belange unumgängliches Verständnis. Diese vorsprachliche Wirklichkeit soll nun trotz einer Vielzahl von Sprachspielen mit ihren konventionellen Momenten, die einen Wechsel von Sprachspielen erlauben, die Möglichkeit von Erkenntnis begründen. Die Frage, wie Erkenntnis möglich ist, wurde bei Wittgenstein selbst nicht gestellt.

Da Erkenntnis untrennbar mit Sprache verknüpft ist, die vorsprachliche Wirklichkeit somit nicht selbst zum Gegenstand der Erkenntnis werden kann, kann nur von einem Konzept der Perspektivität von Erkenntnis ausgegangen werden. Der Gegenstand selbst ist der Ermöglichungsgrund seiner Perspektiven, er wird jedoch immer nur in einer Sprache bzw. unter einer bestimmten Fragestellung angesprochen. (A 3.1)

Die Interpretation von Holzkamps Konzept der Perspektivität zeigt, daß im Gegensatz zu Apel zwischen einem Gegenstand als Erscheinung und einem Gegenstand 'für uns' unterschieden werden muß. Auf dieser Grundlage scheint es jedoch dann möglich, einen Wahrheitsbegriff im Sinne der Konsenstheorie zu begründen, der einen Gegenstandsbezug impliziert. Da der Gegenstand selbst in einer Sprache angesprochen wird, sind wir nicht nur gezwungen, uns über Sinn- und Geltungsfragen zu verständigen, sondern Argumentation ist auch möglich. (A 3.2)

3.1 Das Konzept der Perspektivität bei Holzkamp

3.1.1 Gegebenes als Voraussetzung für das Streben nach Erkenntnis

Wissenschaft ist "überhaupt nur denkbar zusammen mit der Annahme, daß es ein Nicht-Gewußtes gebe, auf das sie sich in ihrem Streben richten könne. Wie aber sollte wohl ein Nicht-Gewußtes möglich sein, daß die Wissenschaft selbst hervorgebracht hat? Anders ausgedrückt: Wissenschaft ist stets auf Neues gerichtet. Was sollte aber an ausschließlich Selbstgeschaffenem neu sein?" (Holzkamp 1968 S. 43).

Holzkamp möchte eine Auffassung kritisieren, derzufolge die Gegenstände wissenschaftlicher Erkenntnis erst durch eine spezifische Fragestellung konstruiert werden. Wenn die Gegenstände vollständig von der Frageweise umfaßt werden würden, so wäre nicht zu verstehen, wie man zu neuen Erkenntnissen gelangen könnte. Die Frage der Wissenschaft müssen sich deshalb auf etwas beziehen, was nicht vollständig in diesen Fragen enthalten ist. Sie sind auf einen von ihnen unabhängigen Gegenstand gerichtet und werden von ihm geleitet.

Die Wirklichkeit dieses Gegenstandes zeigt sich nach Holzkamp in seiner Widerständigkeit, im "Widerstand des Realen gegen Aktivität" (Holzkamp 1968 S. 68) Im Widerstandserleben erfährt der Mensch die Grenzen seiner eigenen Willkür. Der Gegenstand wird als vom Subjekt unabhängig gegeben erlebt, er ist dem Bewußtsein transzendent. Diese Widerstandserlebnisse können "prinzipiell nur in den nichtdefinierbaren Letztbedeutungsausdrücken faßbar werden...In solchen Letztbedeutungsausdrücken wird der Widerstand des Realen unvermittelt erfahren."(Holzkamp 1968 S.68)

Letztbedeutungsausdrücke sind Ausdrücke, die sich prinzipiell nicht durch Denkoperationen auf andere Ausdrücke zurückführen lassen. Z.B. ist es "unmöglich, dem Wort 'weiß' durch nähere Bestimmung irgendetwas hinzuzufügen; wir wissen alles; 'weiß' wird als unauflösbare Ganzheit unmittelbar von uns gehabt." (Holzkamp 1968 S. 65) Über Letztbedeutungsausdrücke läßt sich nichts mehr sagen, sie können nur unmittelbar begriffen werden oder garnicht. In ihnen wird Erfahrung Sprache. So können Letztbedeutungsaussagen als Erfahrungsaussagen Erkenntnis begründen.

Letztbedeutungsaussagen sollen das Problem lösen, wie die Beziehung zwischen Erfahrungssätzen und denen in ihnen gemeinten Gegenständen der Erfahrung als zwingend begriffen werden kann. In ihnen soll sich deshalb ein unmittelbar und ursprünglich Gewußtes ausdrücken, weil sie nicht weiter erklärt oder definiert werden können: entweder man versteht oder nicht.

Holz kamp grenzt mit Bezug auf May den Letztbedeutungsausdruck 'weiß' gegen Ausdrücke der Art 'Schimmel' ab, für den man auch 'weißes Pferd' oder ev. sogar 'weißfarbiges Säugetier der Ordnung Ungulata' sagen kann, d.h. für die man auch andere Ausdrücke gebrauchen kann (Holz kamp 1968 S.63ff). Nun erscheint es wenig einleuchtend, daß man nicht auch für den Ausdruck 'weiß' einen anderen Namen wählen könnte, einen kürzeren oder längeren oder einfach den englischen Ausdruck verwenden könnte. Zwar kann deshalb kein Bezug der Sprache zur Erfahrungsbasis begründet werden, weil ein Ausdruck nicht durch einen anderen ersetzt werden könnte. Jedoch hat Wittgenstein (A 2.2.1) gezeigt, daß ein voraussetzungsfreies Definieren garnicht möglich ist. Man muß schon etwas wissen oder können, bevor eine Definition überhaupt einen Sinn haben kann. Auch kann jede Erklärung richtig, falsch oder garnicht verstanden werden, und was man tut, zeigt sich im Handeln. D.h. die Praxis geht allen sprachlichen Konventionen, gegebenenfall dem Einigen auf Namen, voraus. Auch wenn man Ausdrücke wechselt, wird damit nicht die Praxis geändert, so bleibt zum Beispiel die Wahrnehmungsqualität 'weiß!.

Dadurch daß jede Sprache in der Praxis verankert ist, müssen nicht nur Ausdrücke wie 'weiß' verstanden sein, sondern auch der Ausdruck 'Schimmel', wenn man die Sprache beherrscht. Auch wenn in einer gegebenen Sprache die Erklärung des einen Begriffes einfacher sein kann, ist damit nicht grundsätzlich die Möglichkeit verloren gegangen, den anderen Begriff zu erläutern und nach den passenden Worten dafür zu suchen. So zeigt sich die Widerständigkeit der Wirklichkeit nicht dadurch, daß die Sprache ihre Grenzen findet, sondern an der Realität selbst, im Widerstand des Realen gegen willkürliches Handeln.

Empirische Wissenschaft muß nach Holzkamp notwendigerweise von dem Vorhandensein von Gegenständen ausgehen, die in ihrer Widerständigkeit erfahren werden, will sie sich nicht selbst ihr Fundament entziehen. Sie muß voraussetzen, daß " über Zutreffen oder Nichtzutreffen von Aussagen wie: 'dieses Pferd ist (jetzt) weiß' oder: 'dieses Meßinstrument zeigt jetzt 5,5' begründet entschieden werden kann." (Holzkamp 1968 S. 70) Zwar könnte man argumentieren, der Ausdruck weiß sei Konvention, die mit diesem Ausdruck bezeichnete Qualität ist deswegen trotzdem da, so daß der Begriff auf die 'passenden Gegenstände' angewendet werden kann.

Holzkamp will sich wieder einem semantischen Wahrheitsbegriff nähern, jedoch keinen Rückgang auf ein naiv-transzendentes Zutreffenskriterium (Holzkamp 1968 S. 56f). Danach wäre eine Aussage über einen Sachverhalt dann richtig, wenn sie den Sachverhalt wirklich wiedergibt. Die Aussage 'dieses Pferd ist weiß' wäre genau dann richtig, wenn das Pferd tatsächlich weiß ist. Dieses Kriterium ist deswegen unbrauchbar, weil es in der Wissenschaft und auch in der alltäglichen Verständigung niemals Tatsachen selbst gibt, sondern immer nur Aussagen über Tatsachen. Beobachtungen und Wahrnehmungen sind nicht direkt gegeben, sondern immer nur Mitteilungen darüber. Deshalb können Aussagen nicht mit Tatsachen verglichen werden, sondern immer nur Aussagen mit Aussagen.

Wenn aber Sprache immer schon auf eine Praxis bezogen ist und nur so funktionieren kann, wird in den Aussagen selbst der Gegenstand angesprochen. Der Vergleich von Aussagen wäre dann kein Vergleich von willkürlichen Konventionen, die nichts mit der Wirklichkeit zu tun hätten. Und ein geglückter Konsens wäre keine Einigung über seine Vorstellungen von Wirklichkeit, sondern Verständigung über diese in einer gemeinsamen Sprache.

3.1.2 Der Wahrnehmungsgegenstand als Ermöglichungsgrund seiner Perspektiven

"Der Mensch nimmt wirkliche Dinge wahr"(Holzkamp 1973 S. 22). Rot und Grün z.B. sind keine Empfindungen sondern Empfundenes solche Qualitäten werden nicht durch Sprache konstruiert, sie sind auch keine Bewußtseinsselemente, sondern Eigenschaften eines Gegenstandes. Jede Erkenntnis muß sich auf einen Erkenntnisgegenstand richten, der in irgendeiner Weise unabhängig von menschlicher Erkenntnistätigkeit ist.

Wahrnehmung geschieht immer von einem konkreten raum-zeitlichen Standort aus. Die Welt ist deshalb dem Subjekt immer nur in einer bestimmten Perspektive gegeben, niemals jedoch als ganze. Ist man sich der Perspektivität aller Wahrnehmungen bewußt, so weiß man gleichzeitig, daß der Gegenstand der Erfahrung stets unendlich viel mehr ist, als aus einer konkreten Perspektive von ihm offenbar werden kann. Der Wahrnehmungsgegenstand ist " der objektive Ermöglichungsgrund aller seiner Perspektiven. Das wirkliche, bewußtseinsunabhängige Ding ist uns zwar nur in einer bestimmten Perspektive gegeben, aber darin nicht als Abbild, nicht lediglich als sinnlicher Eindruck, sondern als Ding selbst in einer bestimmten Hinsicht."(Holzkamp 1973 S. 28f)

Die Welt ist auch da, wenn sie nicht wahrgenommen wird, sie wird aber immer nur von einem bestimmten Standort aus gesehen. Dasgleiche gilt nicht nur für Wahrnehmung, sondern grundsätzlich für die Erkenntnis der Welt, die immer aus einer bestimmten Situation heraus geschieht. Die Situation stellt einen Standort dar, der die Möglichkeiten der Erkenntnis begrenzt, obgleich diese auf eine wirkliche Welt gerichtet ist. " Die volle Erfassung der bewußtseinsunabhängigen Tatsächlichkeit der Welt ist gleichzeitig die Erfassung der notwendigen Begrenztheit menschlicher Erkenntnis." (Holzkamp 1973 S. 157) Und trotzdem erlaubt "die objektive Beschaffenheit der Praxis . keine Willkür darüber, was in Bezug auf sie als Erkenntnis gelten kann." (Holzkamp 1973 S. 170)

3.1.3 Sprache und Wahrnehmung

Aus der Perspektivität aller Wahrnehmung ergibt sich, daß die Gegenstände selbst in ihrem Sinn und ihrer Bedeutung aus einer konkreten geschichtlichen Situation heraus verstanden werden. Unter einem Hammer z.B. verstehen wir einen Gegenstand, der zum Schlagen da ist (Holzkamp 1973 S. 25). Der Gegenstand wird notwendig durch seinen Begriff hindurch wahrgenommen, welcher in einer Gesellschaft einen ganz bestimmten Sinn hat. So ist es auch nach Holzkamp (vergl. A 2.1.3) nicht möglich, die Bezeichnung einer Erfahrungsqualität einfach durch eine andere zu ersetzen. Man kann z.B. nicht 's' nennen, was 'Axt' meint. Denn "solange man nicht über einen entsprechenden, aus der gesellschaftlich konstituierten Gegenstandsbedeutung explizierten Begriff verfügt, ist der Buchstabe s keineswegs auf das zu beziehen, was vorher Axt hieß." (Holzkamp 1973 S. 155)

Alltagssprache ist bedeutungsvoll. In ihr ist ausgedrückt, wie man mit Gegenständen umzugehen hat, welchen Sinn diese Gegenstände in der Lebenspraxis haben: ein Hammer ist ein Werkzeug, der in ganz bestimmter Weise gebraucht wird. Die Wahrnehmung des Gegenstandes und sein Begriff sind deshalb verknüpft, man kann nicht willkürlich ein neues Symbol wählen, es wäre bedeutungslos solange dieses Symbol nicht über einen gesellschaftlich vermittelten Bezug zum Gegenstand verfügt. Einen Gegenstand in Form seines Begriffes wahrnehmen heißt, ihn aus einer ganz bestimmten Perspektive sehen, wobei diese Perspektive nicht willkürlich ist, sondern sich aus der Alltagssituation in einer geschichtlich bestimmten Kommunikationsgemeinschaft heraus legitimiert.

3.1.4 Die Dialektik von Erfahrung und Sprache

Der Mensch muß sich mit seiner Umwelt auseinandersetzen, wenn er überleben will, er steht in ständigem Austausch mit ihr. In diesem Prozeß eignet er sich die Umwelt an und produziert zugleich Wirklichkeit, er wird selbst durch Umwelt geprägt und prägt seine Umwelt. "Der Organismus eignet sich die passive Umwelt an. Schon in der Aneignungsaktivität des Stoffwechsels sind beide Momente enthalten: einerseits die objektive Existenz der Stoffe unabhängig vom Organismus und andererseits die Tatsache, daß diese Stoffe nur 'Stoffe-für-den-Organismus' werden können, sofern sie durch innerorganismische Vorgänge assimiliert worden sind.... Als offene Systeme sind Organismen von vornherein darauf angelegt, sowohl Welt zu vereinnahmen, wie ... ihre eigene Struktur gegenüber der Welt konstant zu halten." (Holzkamp 1973 S. 167)

Sprache ist eines der wichtigsten Mittel des Menschen zur Bewältigung der Umwelt. Sie wird einerseits von praktischen Notwendigkeiten bestimmt, beruht andererseits jedoch auch auf Konventionen, die nicht allein das Symbolsystem betreffen sondern auch die Struktur einer Sprache (vergl. A 2.1.3). Der von Holzkamp beschriebene dialektische Prozeß des Aneignens und Herstellens von Wirklichkeit gilt deshalb auch für Wahrnehmung und Sprache. Die Wahrnehmung wird deshalb nicht nur von Sprache geleitet, sondern ermöglicht diese auch, Gegenstände werden nicht ausschließlich durch ein sprachlich vermitteltes Weltverständnis erfahren, sondern Erfahrungen und praktische Probleme führen auch dazu, nach den geeigneten - sprachlichen - Mitteln zu ihrer Bewältigung zu suchen.

3.1.5 Dialektische Erkenntnis

Eine ähnliche Dialektik zwischen Aneignen und Herstellen von Wirklichkeit gilt für den Prozeß des Erkennens. Letzteres bedeutet dabei, daß durch Frageweise und Sprache der Aspekt bestimmt wird, unter dem ein Gegenstand zum Gegenstand der Erkenntnis wird.

Das vermittelnde Glied zwischen Subjektivität und Objektivität, zwischen der Welt als Vorstellung und Erkenntnistätigkeit als Abbilden, ist menschliche Handlung: das Ergreifen der Wirklichkeit durch Tätigkeit. (Holzkamp 1968). Erkenntnis ist nur möglich, wenn es einen Gegenstand gibt und einen Fragenden, der aus einer konkreten geschichtlichen Situation heraus und mit einem bestimmten Erkenntnisinteresse etwas wissen will. Der Gegenstand ist dabei der Ermöglichungsgrund aller seiner Perspektiven, er wird aber nur dann zum Gegenstand, wenn man mit einer Fragestellung an ihn herantritt.

3.2 Differenzierung der Apelschen Konsenstheorie

3.2.1 Holzkamps und Apels Ansatz im Vergleich

Während bei Apel die Sprache transzendente Bedingung der Möglichkeit ist, unter der Gegenstände allein zu Gegenständen der Erkenntnis werden können, ist bei Holzkamp jetzt der bewußtseinstranszendente Gegenstand der Ermöglichungsgrund seiner Perspektiven und alle Erkenntnistätigkeit geschieht aus einer bestimmten Perspektive. Dies sind zwei völlig verschiedene Ansätze, es muß deshalb gezeigt werden, inwieweit sie sich widersprechen und inwieweit sie sich ergänzen können.

Es ist festzuhalten, daß Holzkamps Theorie wieder eine Unterscheidung zwischen einem Gegenstand an sich und einem Gegenstand als Erscheinung impliziert: der Gegenstand selbst ist stets unendlich viel mehr als aus einer begrenzten - sprachlich vermittelten - Perspektive von ihm erkannt werden kann. Apel dagegen geht nicht von einer Unterscheidung zwischen Ding an sich und Erscheinungswelt aus, sondern die dem Subjekt erkennbare Welt ist für ihn die einzig mögliche Welt (vergl. A 1.1.2). Alle Wirklichkeit ist bei ihm nur in einer Sprache gegeben. Hier trat jedoch das Problem auf, daß es verschiedene Sprachspiele gibt, und er nicht erklären konnte, wie diese auf Wirklichkeit bezogen sind.

Obgleich nach Holzkamp Erkenntnistätigkeit auf einen bewußtseinstranszendenten Gegenstand an sich gerichtet ist, ist alle Erkenntnis dennoch durch im Subjekt liegende Grenzen bestimmt. Diese Grenzen sieht er in der Standortgebundenheit des Erkennenden - und das entscheidende Moment dieser Standortgebundenheit ist die Sprache. Das Problem, daß es verschiedene Sprachspiele gibt, sieht Holzkamp nicht.

Eine Verbindung zwischen Holzkamp und Apel könnte in folgender Weise hergestellt werden: einerseits richtet sich alle Erkenntnistätigkeit auf einen sprachunabhängigen - und damit bewußtseinsunabhängigen, da Denken sich nur in einer Sprache vollzieht (vergl. A 2.1.1) - Gegenstand, d.h. ein Gegenstand an sich als Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis muß unterstellt werden. Wenn es um Erkenntnis geht, wird dieser Gegenstand jedoch immer nur in einer Sprache angesprochen - während zwischen Erfahrung und Sprache ein dialektisches Verhältnis besteht, Erfahrungen werden im Lichte einer Sprache gemacht, bestimmen diese aber auch. Sprache war deswegen unhintergehbare Basis für Geltungsfragen, weil allein eine Kommunikationsgemeinschaft den Sinn von Aussagen bestätigen kann. (vergl. A1.1.3 und A 1.3.1) Gegenstände können jedoch in verschiedenen Sprachen zu Gegenständen der Erkenntnis werden - die man vielleicht als Paradigmata für einen bestimmten Erkenntniszweck interpretieren kann (vergl. Kuhn1967) -, wobei aber immer der Gegenstand selbst in einer bestimmten Hinsicht angesprochen wird.

Von hier aus könnte der Perspektivismus Holzkamps eine doppelte Interpretation erfahren: einerseits ist das Einnehmen von Perspektiven notwendige subjektive Bedingung für Erkenntnis, und eine Perspektive ist in einer Sprache gegeben. Hieraus ergibt sich zum anderen das Problem, daß von verschiedenen Standorten aus argumentiert werden kann, also der Gegenstand jeweils aus einer unterschiedlichen Perspektive gesehen wird, so daß sich Verständigungsprobleme ergeben.

3.2.2 Wahrheitsbegriff in Sinne der Konsenstheorie

Das Kriterium für richtige Aussagen kann nicht darin liegen, daß man Aussagen mit der Wirklichkeit vergleicht, da es Wissenschaft immer nur mit Aussagen über Erfahrungen zu tun hat, nicht mit diesen selbst. Ein Konsens ist deshalb notwendige Voraussetzung für Erkenntnis, denn allein hierin kann sich zeigen, ob man sich überhaupt verstanden hat. Man muß sich in einer gemeinsamen Sprache über eine Sache verständigen.

In einer Sprache sind immer schon die Gegenstände unter einer bestimmten Perspektive angesprochen, Sprache könnte ohne einen Bezug zur Praxis garnicht funktionieren. Demzufolge ist ein Konsens in den Urteilen ohne einen Gegenstandsbezug garnicht denkbar.

Das Problem des Lügens und der Manipulation ist keine erkenntnistheoretische Frage sondern eine psychologische. Sicher ist es möglich, daß eine Person unter Gruppendruck ihr Urteil der allgemeinen Meinung anpasst, oder daß man jemandem eine Lüge abnimmt. Hier ist jedoch die Frage zu stellen, ob sich nicht mit der Zeit, durch neue Informationen, indem man kritische Nachforschungen anstellt etc. die Tatsache des Lügens bzw. der Manipulation an der Widerständigkeit der Wirklichkeit erweist.

Es ist ein pragmatischer Wahrheitsbegriff in dem Sinne entwickelt worden, daß neben einem Gegenstandsbezug die Verfahren zur Feststellung von Erkenntnis berücksichtigt wurden, nämlich Verständigungsprobleme und Konsensbildung. Dennoch soll keineswegs eine Identifizierung von wahr und wirksam unterstellt werden (vergl. A 1.3.2). Denn wirksam heißt nach Morris, daß bestimmte Reaktionen auftreten müssen, sprachliche Zeichen haben die behavioristische Funktion, entsprechende Reaktionen auszulösen. Das Bemühen um Konsensbildung und Verständigung ist jedoch keine Reaktion auf einen Reiz, sondern ein Handeln aufgrund von Verständnis. Ein Wissen, wie man etwas macht, ist Voraussetzung für gezieltes Handeln, aufgrund dessen Naturprozesse initiiert werden können. (A 1.4.3) Wissen ermöglicht gezieltes Handeln. Dies ist keine Reaktion auf einen Reiz im Sinne des Behaviorismus, sondern ein Handeln aufgrund von Verständnis.

Die Frage, wie bei potentiell unendlich vielen Sprachspielen Erkenntnis möglich ist, wurde so gelöst, daß mit einer Sprache immer schon der Gegenstand angesprochen ist, wenn auch aus einer unterschiedlichen Perspektive. Demzufolge sind wir nicht nur dazu verdammt, uns über Sinn- und Geltungsfragen zu verständigen, wie Apel meint (vergl. A 1.2.1), sondern Argumentation ist auch möglich - und zwar nicht erst in einer noch nicht verwirklichten idealen Kommunikationsgemeinschaft (A 1.2.3). Das Problem, daß Mißverständnisse auftreten, liegt daran, daß man auch erst eine gemeinsame Sprache finden muß. Daß man sich sogar noch über die Sprache verständigen kann, zeigt aber - wie Apel sagt - daß Argumentation tatsächlich unhintergebar ist.

4. Verständigung als Problem

Da es verschiedene Sprachspiele gibt, ist Verständigung untereinander ein Problem. Es darf nicht einfach vorausgesetzt werden, daß man sich versteht, vielmehr muß sich das erst erweisen. Denn es ist möglich, daß man Begriffe in unterschiedlicher Weise verwendet, in verschiedenen Sprache spricht, aneinander vorbeiredet, Mißverständnisse auftreten. Schon Schleiermacher unterschied zwischen einer laxeren Praxis der Hermeneutik, derzufolge sich Verstehen von selbst ergibt, und einer strengerer, die davon ausgeht, daß sich Mißverständnisse von selbst ergeben. (Schleiermacher 1959 §§ 15, 16) Demzufolge schlug er einen Kanon grammatikalischer Auslegungsregeln vor, wenn es um die technische Analyse von Texten geht. Eine andere Möglichkeit, die Verständigung untereinander zu fördern, sind klare Definitionen, die eine eindeutige Verwendung von Begriffen gewährleisten. Ob man Begriffe tatsächlich in derselben Weise gebraucht oder ob man einen Text in derselben Weise versteht, muß sich jedoch immer erst zeigen und darf nicht einfach unterstellt werden. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit und Rechtfertigung empirischer Untersuchungen, die dies prüfen wollen. Dabei ist jedoch daran zu erinnern, daß dies nicht anhand von a priori festgesetzten Methoden zu erfolgen hat, sondern, weil jede Sprache eine Theorie impliziert und damit auch immer normativ ist, sich die Sprache am jeweiligen Erkenntniszweck orientieren und in einem Argumentationszusammenhang rechtfertigen muß.

Die Theorie der wissenschaftlichen Begriffsformen zeigt den Übergang von der Alltagssprache zu metrischen Sprachen, die einen hohen Grad an intersubjektiver Übereinstimmung gewährleisten. Die Möglichkeit von Messungen - auf nominalem, ordinalem oder metrischem Niveau - beruht auf den hier entwickelten Begriffsformen. Bei der Umwandlung von qualitativen Begriffen über komparative zu quantitativen erfolgt eine Informationsverschärfung. (A 4.1)

Um wissenschaftliche Begriffsformen einführen zu können, sind exakte Definitionen notwendig. Dadurch wird ein Gegenstand nur noch unter dem definierten Aspekt wahrgenommen, und eine Definition ist umso eindeutiger, je weniger Bestimmungen sie enthält. Dies schränkt die intuitive Erfassung des Wesentlichen einer Situation in ihrer Differenziertheit und Kontextgebundenheit ein. (A 4.2)

Da sich die Bedeutung von Aussagen nur in ihrem Gebrauch innerhalb eines konkreten Sprachspiels zeigt, kann Verstehen nicht vom Kontext der Situation getrennt werden. Die Wechselwirkung zwischen Ganzem und Teilen in Sinne des hermeneutischen Zirkels kann so interpretiert werden, daß eine Aussage nur im Zusammenhang eines Sprachspiels, d.h. im Kontext einer konkreten Lebenssituation mit ihrer Sprache, verstanden werden kann. (A 4.3)

4.1 Theorie der Begriffsformen

Nach Stegmüller (1970 S. 15ff) gibt es keinen ontologischen Unterschied zwischen qualitativen und quantitativen Begriffen, es liegt hier kein Unterschied der mit den Begriffen angesprochenen Realität zugrunde, vielmehr handelt es sich allein um einen Unterschied in der Sprache. Die Frage, ob es sich bei Phänomenen um qualitative oder quantitative handelt, ist deswegen keine sinnvolle Frage. Sie sollte ersetzt werden durch die Frage, ob die Sprache, in der die Phänomene beschrieben werden, eine qualitative oder quantitative ist. (Stegmüller 1970 S. 16f) Nur weil eine Sprache nicht bestimmten Phänomenen der Natur, d.h. qualitativen oder quantitativen, zugeordnet werden kann, sondern durch die Sprache Wirklichkeit unter einem bestimmten Aspekt beschrieben wird, können auch qualitative und quantitative Sprache nach Wertgesichtspunkten gegeneinander abgewogen werden. Zu fragen, welchen theoretischen Vorteil Quantitäten gegenüber Qualitäten hätten, wäre sonst "ebenso sinnlos wie zu fragen, worin der theoretische Vorteil dafür zu erblicken sei, daß Steine existieren oder daß es außer Tannen auch noch Fichten gibt." (Stegmüller 1970 S. 98)

Quantitäten sind deswegen auch "nichts Vorgegebenes, sondern etwas von uns Geschaffenes" (Stegmüller 1970 S. 98). Sie beruhen jedoch keineswegs nur auf Konventionen, sondern daneben spielen vier andere Faktoren eine Rolle, nämlich empirische Befunde, hypothetische Annahmen, Betrachtungen über Einfachheit und Fruchtbarkeit von Begriffen und Theorien. (Stegmüller 1970 S. 18) Begriffsformen können deswegen nicht rein konventioneller Natur sein, weil die Gültigkeit von empirischen Hypothesen schon vorausgesetzt werden muß, "um die Metrisierung überhaupt durchführen zu können." (Stegmüller 1970 S. 47)

Die einfachste Begriffsform, welche Grundlage für Messungen auf nominalem Niveau ist, bilden qualitative Begriffe. Durch sie soll ein genau definierter Gegenstandsbereich in verschiedene Klassen zerlegt werden. Dies geschieht durch Prädikate, durch die die Klassenbegriffe bestimmt werden. Die Klassenbegriffe sind gleichsam Namen für die in die jeweilige Klasse fallenden Gegenstände aus dem gesamten Gegenstandsbereich.

Für solche wissenschaftlichen~~klassifikatorischen~~ Begriffe müssen zwei Adäquatheitsbedingungen erfüllt sein: die Klassen müssen disjunkt und die Klasseneinteilung muß erschöpfend sein. Jedes Objekt muß demzufolge genau in eine Klasse fallen, d.h. kein Objekt darf in zwei oder mehr Klassen zugleich fallen und jedes Objekt muß in irgendeiner Klasse sein. (Stegmüller 1970 S.19)

Die meisten Alltagsbegriffe sind zwar qualitative, erfüllen aber diese beiden Forderungen nicht. So wird eine Klassenzuordnung vorgenommen, wenn man z.B. von einem Teppich behauptet, er sei grün, oder von einem Eisstück, es sei kalt; der Teppich fällt in die Klasse, die durch das Prädikat 'grün' benannt ist, das Eisstück in die Klasse aller Gegenstände, die kalt sind. Alltagsbegriffe liefern jedoch meistens keine befriedigende Klassifikation, was zum Teil an der Vagheit der Begriffe liegt - es fehlen scharfe Abgrenzungskriterien für Klassenbezeichnungen oder die Begriffe überkreuzen sich - , aber auch darauf beruhen kann, daß die Ausdrücke von einer Person nicht stets in derselben Bedeutung verwendet werden, oder sie von Mitglieder einer Sprachgemeinschaft in verschiedenen Bedeutungen gebraucht werden. (Stegmüller 1970 S.20)

Dieser Unterschied zwischen Alltagssprache und wissenschaftlicher Sprache als klassifikatorische muß noch genauer analysiert werden (vergl. A 4.2 und A 4.3).

Die Adäquatheitbedingungen können schon aus rein logischen Gründen erfüllt sein. Dies ist dann der Fall, wenn ein Gegenstandsbereich in zwei Klassen zerlegt werden soll, wobei nur eine Klasse positiv durch Prädikate bestimmt wird. Die Objekte des Gegenstandsbereichs, auf die diese Prädikate dann nicht zutreffen, fallen notwendig in die andere, nicht positiv bestimmte Klasse. So kann z.B. eine Gliederung nach Geschlechtern vorgenommen werden, wobei nur das Merkmal 'weiblich' positiv charakterisiert würde, und 'männlich' dann als 'nicht weiblich' definiert wäre. Menschen, auf die die Bestimmungen des Merkmals 'weiblich' dann nicht zutreffen, würden notwendig als männlich eingestuft. Probleme können sich dann ergeben, wenn beide Merkmale positiv charakterisiert wären, weil dann der Fall denkbar wäre, daß für einen Menschen weder die Prädikate für die Klasse 'weiblich' noch die Prädikate für die Klasse männlich zutreffen, die Klassifikation somit nicht vollständig wäre. "Wenn dennoch behauptet wird, daß ein solcher Fall nicht eintritt, so überlagern sich hierbei zwei empirische Betrachtungen: erstens die empirische Tatsachenkonstatierung, daß bisher solche Zwitterwesen in dieser Gattung nicht aufgetreten sind, und zweitens die hypothetische Annahme, daß solche Wesen auch in Zukunft nicht auftreten werden." (Stegmüller 1970 S. 23)

Durch diese Äußerung wird jedoch das empirische Sprachproblem nicht deutlich, welche konkreten Prädikate es leisten sollen, alle Menschen eindeutig als männlich oder weiblich zu bestimmen. Orientiert man sich z.B. nur an der amtlichen Registrierung oder werden etwa auch hormonelle Vorgänge berücksichtigt. Das heißt aber zugleich, wenn immer nur eine Klasse positiv bestimmt wird, ist über den Rest eigentlich gar nichts ausgesagt.

Und auch die Zuordnung zu einer Klasse ist dann am unproblematischten, wenn diese nur durch ein einziges Prädikat definiert ist. Sonst könnte es ja sein, daß eine Eigenschaft, die unter den Begriff 'weiblich' fällt, zutrifft, eine andere jedoch nicht. Um die Bedingungen wissenschaftlicher Klassifikation zu erfüllen, ist es deshalb am sinnvollsten, die wahrgenommene Wirklichkeit durch möglichst wenige und eindeutige Prädikate zu kennzeichnen. Hier stellt sich jedoch die Frage, ob damit nicht eine Reduktion einer komplexen Wirklichkeit als möglicher Erkenntnisgegenstand verbunden ist. Das Interesse an disjunkter und vollständiger Klasseneinteilung - welche Voraussetzung für Messung auf nominalem Niveau und statistische Weiterverarbeitung von Daten ist - überlagert das Interesse nach einer möglichst differenzierten und umfassenden Beschreibung der Wirklichkeit.

Hier wird deutlich, daß schon der erste Schritt, Wirklichkeit mit wissenschaftlichen Begriffsformen zu beschreiben - hier eben mit qualitativen bzw. klassifikatorischen Begriffen - , nicht unproblematisch ist. Gerade im Übergang von der Beschreibung in einer Alltagssprache zu einer Beschreibung mit wissenschaftlichen Begriffsformen scheint das entscheidende Problem zu liegen. Ist dieser Schritt erst einmal vollzogen, so kann Stegmüller sicher darin zugestimmt werden, daß quantitative Begriffe gegenüber qualitativen zu einer erheblichen Informationsverschärfung führen.

Qualitative Begriffe haben nur einen geringen Informationsgehalt. Dieser ist umso geringer, je allgemeiner die verwendeten Begriffe sind, d.h. je mehr Gegenstände in die Klasse fallen, für die dieser Begriff steht. Über diese Gegenstände wird dann nichts weiter als diese eine qualitative Charakterisierung ausgesagt. (Stegmüller 1970 S. 21)

Demgegenüber tritt schon bei komparativen Begriffen, die ein Zwischenglied zwischen qualitativen und quantitativen darstellen, eine Informationsverschärfung ein. Durch sie können alle Objekte eines Gegenstandsbereichs hinsichtlich eines Merkmals im Sinne eines 'mehr oder weniger' verglichen werden. An die Stelle der Prädikate treten zwei Relationsbegriffe, die eine Feststellung darüber ermöglichen, ob die Ausprägungen des Merkmals bei jeweils zwei verglichenen Gegenständen gleich sind oder sich unterscheiden. Die Informationsverschärfung ist deswegen eine doppelte: durch die Gleichheitsrelation kann eine differenziertere Klasseneinteilung vorgenommen werden und als zweites werden die Objekte bzw. Klassen von Objekten in eine Rangreihe gebracht. (Stegmüller 1970 S. 39)

Quantitative Begriffe, bei denen die Relation durch eine Funktion ersetzt wird, führen zu einer noch größeren Informationsverschärfung. Jedem Objekt wird ein genauer Wert zugeordnet, so daß nicht nur die Rangreihe der Objekte sondern auch deren Abstand bzw. Differenz angegeben werden kann.

Quantitative Begriffe haben gegenüber qualitativen verschiedene Vorteile. Wollte man z.B. anstatt einer Celsius-Skala eine Skala mit 101 Eigenschaftswörtern verwenden, so würde dadurch die Merkfähigkeit über Gebühr strapaziert werden. Denn man müßte sich nicht nur 101 Namen merken sondern auch deren Ordnungsbeziehung. "Wenn z.B. 38°C durch das Wort 'ragma', 37°C durch 'teng' und 39°C durch 'osim' bezeichnet werden, so müßten wir uns neben zahllosen ähnlichen Einzelheiten die folgende merken: 'ragma folgt in Bezug auf Wärme unmittelbar auf teng und geht andererseits unmittelbar der Wärmequalität osim voran.'" (Stegmüller 1970 S. 99)

Demgegenüber müssen Zahlenausdrücke nur einmal gelernt werden, das Schema kann immer wieder auf verschiedenste Größen angewendet werden, sie werden nach einem einfachen Bildungsgesetz erzeugt. Mit ihnen ist eine wesentlich differenziertere Beschreibung möglich, als das mit qualitativen Begriffen je der Fall sein könnte. Mit ihnen können Gesetze viel einfacher und genauer formuliert werden, und manche Gesetze könnten überhaupt nicht durch qualitative Begriffe ausgedrückt werden. (vergl. Stegmüller 1970 S. 99ff)

4.2 Vagheit versus Exaktheit

Ein Grund dafür, daß Alltagsbegriffe meist keine befriedigende Klassifikation liefern, liegt an der Vagheit dieser Begriffe: die Begriffe überkreuzen sich, die Abgrenzungskriterien sind nicht klar. (vergl. A 4.1) Der Umfang der Begriffe muß durch genaue Definitionen bestimmt sein.

Auch Wittgenstein sagt, daß es möglich ist, für einen besonderen Zweck Begriffe genau zu bestimmen. Jedoch ergibt sich der Umfang von Begriffen nicht aus der Struktur der Wirklichkeit, sondern er wird für einen besonderen Zweck festgelegt. Grenzen werden nicht gefunden, man kann jedoch welche ziehen, weil noch keine gezogen sind. Die Extension von Begriffen ist nicht durch eine Realität vorgegeben - hier kann man vielmehr immer nur Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen einzelnen Phänomenen feststellen -, man kann sie jedoch zum Zwecke einer größeren Exaktheit bestimmen. (PU 68, 69) Dabei ist jedoch zu bedenken, daß auch von Exaktheit immer nur hinsichtlich eines bestimmten Zweckes gesprochen werden kann. Denn "ist es unexakt, wenn ich den Abstand der Sonne von uns nicht auf 1 m genau angebe; und dem Tischler die Breite des Tisches nicht auf 0,001 mm?" (PU 88)

Ein Begriff wird in der Alltagssprache jedoch nicht erst dadurch brauchbar, daß sein Umfang genau angegeben werden kann. Ein verschwommener Begriff kann vielmehr seine Funktion erfüllen und es ist möglich, daß er nicht durch genauere Definitionen bestimmt werden kann, ohne daß dadurch etwas anderes entsteht. (PU 71, 77, 87) Wenn man z.B. mit einem anderen auf einem Platz stünde und ihm sagte: 'halte dich ungefähr hier auf', so versteht er die Aussage und kann danach handeln, obgleich der Bezirk nicht fest umrissen ist (PU 71)

Würde man den Bezirk jedoch etwa durch einen Kreidestrich abgrenzen, so wäre noch zu bedenken, daß der Kreidestrich ja eine Breite hätte. Exakt wäre dann vielleicht die Farbgrenze. "Aber hat denn diese Exaktheit hier noch eine Funktion; läuft sie nicht leer?" (PU 88) Ein einziges Ideal an Genauigkeit ist deshalb nicht vorgesehen, es wird vielmehr für einen bestimmten Zweck festgesetzt.

Die Aussage: 'halte dich ungefähr hier auf' kann deswegen vollkommen funktionieren, eine genauere Erklärung kann jedoch auch versagen (PU 88) . So kann es zu einer hoffnungslosen Aufgabe werden, ein einem verschwommenen Bild entsprechendes scharfes zu zeichnen. Wenn im Original die Farben ohne die Spur einer Grenze ineinanderfließen, so ist jede Grenzziehung etwas Willkürliches. Wollte man das unscharfe Bild durch ein scharfes ersetzen, würde dadurch etwas anderes entstehen. Weil alle Farben ineinander überfließen, wäre es z.B. denkbar, daß man an einer Stelle ebenso gut ein Kreis oder ein Rechteck oder eine Herzform zeichnen könnte. (PU 77)

Man kann deswegen nicht davon ausgehen, daß das Unexakte sein Ziel nicht so vollkommen erreicht wie das Exakte, vielmehr kann es manchmal sein, daß nur relativ offene und weite Begriffe einem Wirklichkeitsbereich gerecht werden können. Durch klare Definitionen würden dann willkürlich bestimmte Aspekte herausgegriffen werden, durch die Grenzziehung andere Möglichkeiten übersehen werden, sie wären dann gar nicht mehr wahrnehmbar. Wollte man nur das gelten lassen, was durch klare Definitionen bestimmt werden kann, könnte man mit Gadamer (1975) vielleicht von einer freiwilligen Begrenzung des Horizontes sprechen.

4.3 Kontextabhängigkeit der Sprache

Der andere Grund dafür, weswegen nach Stegmüller Alltagsbegriffe meist zu keiner befriedigenden Klassifikation führen, liegt in der personellen oder interpersonellen Inkonsistenz im Gebrauch von Begriffen. Ausdrücke werden von ein und derselben Person nicht stets in derselben Bedeutung verwendet, oder verschiedenen Mitglieder einer Sprachgemeinschaft verwenden sie in verschiedenen Bedeutungen. (vergl. A 4.1)

Hier stellt sich die Frage, wie das Verhältnis zwischen Bedeutung und Gebrauch von Ausdrücken zu verstehen sei. Denn nach Wittgenstein kann die Bedeutung nicht vom Gebrauch getrennt werden, sie besteht nicht unabhängig von diesem. (vergl. A 2.1) Die Bedeutung kann deswegen immer nur innerhalb eines konkreten Sprachspiels verstanden werden, wobei ein Sprachspiel gerade nicht auf Privatsprachen beruht, also nicht jeweils einzelne Menschen Begriff und Bedeutung zuordnen, sondern sich die Bedeutung von Begriffen im Sprachgebrauch innerhalb einer konkreten Kommunikationsgemeinschaft und eines bestimmten Situationskontextes zeigt.

Die Aussage, daß ein und dieselbe Person Ausdrücke nicht stets in derselben Bedeutung verwendet, würde eine Bedeutung 'an sich' unabhängig von einem Sprachspiel voraussetzen - wobei ein Sprachspiel immer Sprache und Tätigkeit (PU 7), Kommunikationsgemeinschaft und Situationskontext umfaßt. Worin sollte aber eine solche Vorraussetzung ihre Begründung finden? Es scheint deswegen angemessener, diese Aussage im Sinne von der Offenheit von Begriffen (A 4.2) zu interpretieren, d.h. auch mit einer Situation ist nicht notwendig ihre sprachliche Beschreibung vorgegeben (A 2.2)

Die Aussage, daß verschiedene Mitglieder einer Kommunikationsgemeinschaft Ausdrücke in verschiedenen Bedeutungen verwenden, provoziert die Vorstellung von Privatsprachen. Sie könnte aber auch so interpretiert werden, daß verschiedene Sprachspiele aufeinandertreffen, so daß erst eine gemeinsame Sprache gefunden werden muß. Worin kann sich aber die Verschiedenheit von Sprachspielen äußern, wenn man sich jeweils in der deutschen Sprache verständigt, also mit demgleichen Begriffssystem ?

Jede Sprache muß gelernt werden. Die Situationen, in denen dies geschieht, gleichen sich jedoch nicht vollkommen. Wittgenstein hat immer wieder auf die Vielfältigkeit von Phänomenen hingewiesen, bei denen die Ähnlichkeiten ebenso unleugbar sind wie die Verschiedenheiten (PU 76). Will man eine Sprache verstehen, darf deshalb nicht vom Situationskontext abstrahiert werden, in dem die Sprache gelernt wurde und in dem sie gebraucht wird, wobei man mehr oder weniger differenziert vorgehen kann. So kann man versuchen, eine Äußerung eines Menschen aus seiner konkreten Lebenssituation und -geschichte heraus zu verstehen, oder eine wissenschaftliche Aussage im Zusammenhang mit Paradigmen einer wissenschaftlichen Kommunikationsgemeinschaft zu interpretieren.

Wenn man deshalb weder jeweils in Privatsprachen spricht, noch die Bedeutung vom Gebrauch getrennt werden darf, so können Verständigungsprobleme nur aufgrund der Differenziertheit des Situationskontextes auftreten. Das würde aber heißen, daß dieser Kontext berücksichtigt werden muß, wenn man sich verstehen will.

Im Sinne des hermeneutischen Zirkels bedingen sich das Verstehen des Einzelnen und das Verstehen des Ganzen wechselseitig. (Schleiermacher 1959) Beim Lesen eines Textes hat man zunächst nur Einzelheiten, aus denen heraus sich das Verständnis allmählich entwickelt. Erst nach vollständigem Lesen versteht man das Ganze des Textes. Dadurch können dann aber auch die Einzelheiten des Textes in einem neuen Lichte gesehen werden, das zunächst vorläufige Verständnis wird erweitert und ev. revidiert.

Übertragen auf unser Problem der Kontextgebundenheit von Sprache heißt das, daß eine Aussage zunächst vorläufig aus dem Kontext der eigenen Lebensgeschichte und der Situation, in der diese Aussage gefällt wurde, interpretiert wird. Je mehr Informationen man dann über diese Situation erhält, desto sicherer versteht man. Wenn diese Informationen jedoch fehlen, bleibt das Verständnis unvollständig, ev. Fehlinterpretationen können nicht korrigiert werden.

Hieraus ergibt sich eine methodologische Forderung, nämlich daß nicht einfach unterstellt werden darf, daß einzelnen Aussagen für sich verständlich sind, sondern daß der Kontext zu berücksichtigen ist.

4.4 Zusammenfassung

Durch die Analyse der Verständigungsproblematik wurden einige Gesichtspunkte gewonnen, die bei der Untersuchung der Sprachproblematik in der Schriftpsychologie leitend sein werden:

Beschreibt man einen Gegenstandsbereich mit wissenschaftlichen Begriffsformen, so liefern quantitative Begriffe einen wesentlich höheren Informationsgehalt als qualitative oder komparative.

Vorraussetzung für eine Beschreibung mit wissenschaftlichen Begriffsformen sind jedoch eindeutige Abgrenzungen der Klassen, für die die Begriffe auf nominalem Meßniveau stehen. Solche Abgrenzungen sind dann am leichtesten, wenn sie anhand weniger und eindeutiger Kriterien vorgenommen werden. Dadurch wird jedoch die Möglichkeit einer differenzierten Wahrnehmung eines Erkenntnisgegenstandes eingeschränkt.

Auch unscharfe Begriffe können ihre Funktion vollkommen erfüllen, während scharfe Definitionen auch versagen können. Es darf jedoch nicht einfach unterstellt werden, daß man sich versteht, vielmehr muß sich das erst zeigen.

Eine einzelne Äußerung wird erst im Zusammenhang eines Sprachspiels, im Kontext einer Situation mit ihrer Geschichte verständlich. Dabei kann nach Individualgeschichte und der Geschichte einer Gesellschaft bzw. gesellschaftlicher Gruppen differenziert werden. Der Interpret wird die Äußerung aufgrund seiner eigenen Erfahrungen und aufgrund der Informationen, die er über die Situation hat - wie man sie hier verstanden wissen will - deuten.

TEIL B

ANALYSE DER SPRACHPROBLEMATIK

IN DER SCHRIFTPSYCHOLOGIE

1. Leitende Fragestellungen

Ausgangspunkt war die Frage nach dem Geltungsanspruch schrift-psychologischer Aussagen, wobei allein die Sprachproblematik untersucht werden sollte - und nicht etwa auch das Problem der Gesetzmäßigkeit.

Als erstes mußte das Verhältnis von Sprache und Geltungsfragen untersucht werden. Hieraus ergaben sich folgende Gesichtspunkte, die die Analyse der Sprachproblematik in der Schriftpsychologie leiten können:

eine sprachliche Beschreibung ist notwendig, wenn ein Gegenstand zum Gegenstand der Erkenntnis werden soll;

es darf nicht einfach unterstellt werden, daß man sich versteht, vielmehr muß sich das erst erweisen;

eine solche Prüfung hat nicht anhand von a priori festgelegten Methoden zu erfolgen, vielmehr müssen sich die Methoden - da Argumentation unhintergebar ist - selbst in einem Argumentationszusammenhang rechtfertigen;

Voraussetzung für Erkenntnis ist ein Konsens in den Urteilen, da man sich in einer gemeinsamen Sprache verständigen muß; da in jeder Sprache schon der Gegenstand selbst angesprochen ist, kann ein geglückter Konsens Erkenntnis begründen.

Voraussetzung für einen solchen Wahrheitsbegriff war die Annahme einer vorsprachlichen Wirklichkeit als Grundlage einer Vielzahl von Sprachspielen, wobei zwischen Erfahrung und Sprache ein dialektisches Verhältnis in dem Sinne besteht, daß Erfahrungen im Lichte einer Sprache gemacht werden andererseits jedoch auch Sprache ermöglichen. Durch das Gewinnen einer neuen Sprache in Anknüpfung an vorhandene werden auch Gegenstände in einem neuen Licht wahrnehmbar.

Aus dieser Dialektik zwischen Sprache und Erfahrung können folgende Gesichtspunkte gewonnen werden:
es ist ein Problem, eine angemessene Sprache für die Beschreibung eines bestimmten Gegenstandsbereichs zu finden, der unter einem besonderen Zweck zum Gegenstand der Erkenntnis werden soll;
es kann danach gefragt werden, was mit der Sprache hergestellt wird, d.h. unter welchem Aspekt und unter welcher Perspektive ein Gegenstand zum Gegenstand der Erkenntnis wird;
weiter kann danach gefragt werden, welches Selbst- und Weltverständnis sich in der Sprache ausdrückt.

Da jede Sprache eine Theorie impliziert und damit auch normativ ist, kann nach dem zugrundeliegenden Erkenntnisinteresse gefragt werden:

dient eine Sprache dem emanzipatorischen Interesse, soll sie die Selbstverständigung und damit die Möglichkeit der Überwindung von Zwängen fördern;
wenn sie einem technischen Verfügungsinteresse dient, kann danach gefragt werden, welche Verständnis über Zusammenhänge hier zugrunde liegt;

Das hermeneutische Verständigungsinteresse, dem bei einer Analyse der Sprachproblematik eine besondere Bedeutung zukommt, kann nach verschiedenen Gesichtspunkten differenziert werden:
wird der Kontext eines Sprachspiels berücksichtigt;
wie eindeutig ist die Sprache; entspricht die Exaktheit dem Zweck;
welcher Informationsgehalt wird mit der Sprache gewonnen.

2. Schriftbeschreibung

Eine sprachliche Beschreibung der Handschrift ist notwendig, jedoch ist sie nicht unproblematisch. Schon die ersten Versuche der Graphologie von Michon und Klages, ein System zur Erfassung der Handschrift zu entwickeln, unterscheiden sich erheblich. Auch heute noch sind die Merkmalskataloge, anhand derer eine konkrete Handschrift untersucht werden soll, nicht identisch, im wesentlichen werden aber dieselben Merkmale erfaßt. Ein umfassendes und differenziertes System zur Ermittlung und Registrierung der Schriftmerkmale liefern Müller und Enskat, das genauer untersucht werden soll. (B 2.1)

In der Graphometrie hat sich insbesondere Wallner um eine Systematisierung der Schriftbeschreibung bemüht, wobei er von Müller und Enskat ausgeht. Es sind zahlreiche Untersuchungen darüber durchgeführt worden, ob verschiedene Beurteiler in der Erfassung von Schriftmerkmalen intersubjektiv übereinstimmen. (B 2.2)

In der Gegenüberstellung von graphologischem und graphometrischem Ansatz sollen dann die Kernpunkte der gegenseitigen Kritik dargestellt und analysiert werden. Dabei wird auf Wittlich und Wittenberg zurückgegriffen, die eine Kritik an der Graphometrie, die schon auf der Ebene der Schrifterfassung einsetzt, formuliert haben - während das Problem bei Müller/Enskat nicht deutlich wird. (B 2.3)

2.1 Graphologische Schriftbeschreibung

2.1.1 Notwendigkeit der Sprache

Die Handschrift ist der sinnlichen Anschauung gegeben, sie ist wahrnehmbar wie irgendein anderer Gegenstand der physikalischen Welt. Sie vermittelt einen qualitativen Eindruck, der jedoch nicht ohne weiteres sprachlich beschrieben werden kann. So weiß man, wie die Handschrift eines bestimmten Menschen aussieht, kann es aber meistens nicht sagen. Z.B. erkennt man die Handschrift eines Bekannten auf der Adresse eines Briefes, ohne sie deswegen schon beschreiben zu können. Das von Wittgenstein angesprochene Problem, daß man etwas wissen aber nicht sagen kann, trifft sicher auch auf die Handschrift zu. (vergl. A 2.2.2)

Wenn die Handschrift jedoch Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen werden soll, ist es notwendig, sie in irgendeiner Weise sprachlich zu beschreiben, die vorsprachliche Wahrnehmung reicht nicht aus. Da die Möglichkeit von Erkenntnis untrennbar mit Sprache verknüpft ist (A 1.1.3, A 1.3), muß sich auch die Schriftpsychologie um eine Sprache bemühen, durch welche die Handschrift unter einem bestimmten Aspekt und zu einem bestimmten Zweck zum Gegenstand der Erkenntnis werden kann. - Vorgreifend sei schon auf die Grenzen einer sprachlichen Erfassung des Wahrgenommenen hingewiesen, was uns zwingt, zwischen der Handschrift als Erkenntnisgegenstand und deren Deutung als Erkenntnisgegenstand zu differenzieren (vergl. B 2.3) In diesem Kapitel geht es allein um die Probleme bei der sprachlichen Erfassung der Handschrift.

2.1.2 Merkmalserfassung bei Michon und Klages

Eine Handschrift muß also sprachlich beschrieben werden, damit sie überhaupt zum Gegenstand der Erkenntnis werden kann. Faktisch wurde solche Schriftbeschreibung immer schon geleistet, wenn auch mit unterschiedlichen Begriffssystemen. Denn wie die Schrift erfaßt werden soll, ist nicht eindeutig durch sie selbst vorgegeben, vielmehr wird dies auch durch den Erkenntniszweck mitbestimmt. Es wird niemals die Schrift als ganze sprachlich beschrieben, sondern immer nur die Aspekte, die aus einer bestimmten Perspektive wichtig erscheinen. (vergl. A 3.1)

Zwei Klassiker der Graphologie, die sich um eine Beschreibung der Handschrift bemühten, sind Michon und Klages. Michon, der mit seinem 1875 erschienenen Buch 'Système de la Graphologie' den Namen dieser neuen Methode der Psychodiagnostik schuf, bemühte sich als erster um eine systematische Analyse von Eigenschaften der Handschrift. Klages Leistung besteht vor allem darin, daß er die Schriftbeschreibung im Lichte eines theoretischen Zusammenhangs, welcher Ausdruckskunde, Persönlichkeitspsychologie und ein philosophisches Gedankengebäude umfaßt, zu systematisieren versuchte. Er hat sich selbst deshalb als den eigentlichen Begründer der Graphologie als Wissenschaft angesehen. (zur Geschichte der Graphologie vergl. Pfanne 1961 S. 51 ff)

Michon versuchte die Anatomie der Schrift zu erfassen, indem er seine Aufmerksamkeit auf Punkte, Linien, Buchstaben, Wörter, Zeilen, Absätze u.a. lenkte. Er beginnt bei den einfachsten graphischen Gebilden und gelangt dann zu komplexeren Einheiten. Schließlich berücksichtigt er Einzelzeichen wie Ausrufungs- und Fragezeichen. Punkte z.B. können hinsichtlich ihrer Form, ihrer Stellung, ihrer Häufung oder Abwesenheit betrachtet werden. Buchstaben können untersucht werden auf ihre Stellung - Majuskeln, Minuskeln, Endbuchstaben -, ihren Körper - zart, verdickt, aufgebläht -, ihre Form - schulmäßig, extravagant -, ihre Breite, Höhe, Lage, ihre Zwischenräume und Bindungsweisen. (Michon 1964 S. 44ff)

Michon beginnt seine graphologische Arbeit mit einer sehr differenzierten Analyse einzelner Aspekte der Handschrift. Klages (1974) richtet seine Aufmerksamkeit dagegen mehr auf übergeordnete Befunde. So sind Formniveau, Rhythmus und Ebenmaß z.B. Eindrücke, die sich aus dem Gesamt der Schrift ergeben und nicht an einzelnen Zeichen, Wörtern oder Buchstaben festgemacht werden können. Einzelheiten berücksichtigt er kaum, sondern er liefert ein Begriffssystem von Eigenschaften, anhand dessen jede Schrift untersucht werden kann hinsichtlich des Ausprägungsgrades dieser Eigenschaften. Lage und Weite z.B. werden nicht mehr als Aspekte der Untersuchung einzelner Buchstaben angesehen, sondern auf die gesamte Schrift bezogen.

Der Zweck, zu dem die Handschrift untersucht wurde, ist bei Klages und Michon derselbe; es wird eine Beziehung zwischen Handschrift und Persönlichkeit des Schreibers angenommen, demzufolge soll aufgrund einer Handschrift die Persönlichkeit, bzw. der Charakter erschlossen werden. Ob die vorgeschlagene Vorgehensweise zur Analyse der Handschrift dies leisten kann, ist nur durch Erfahrungen erweisbar. Dennoch impliziert schon die Art und Weise, wie an eine Beschreibung der Schrift herangegangen wird, ein Verständnis über den Zusammenhang zwischen Handschrift und Persönlichkeit, welches analysiert werden kann (vergl. A 2.5)

In seiner Gegenüberstellung der Ansätze von Michon und Klages versucht Marseille (1927), die wesentlichen Unterschiede herauszuarbeiten, welche sich schon in den ihren Systemen zugrundeliegenden Begrifflichkeit ausdrücken. Nach Marseille muß das Geschriebene von seinem Ursprung her verstanden werden. Michon versucht nicht, die Phänomene einer Handschrift in dieser Weise zu sehen, er sieht vielmehr nur das Vorhandene, die Tatsache, daß etwas geschrieben wurde. Charakter und Handschrift werden als etwas Verschiedenes gesehen; "aufgelöst in das ursachenmäßige Aufeinanderbezogensein zweier Endpunkte: Charakter und Zeichen. Das wirkliche und mögliche vollzugsmäßige Zusammenhängen der beiden Resultate, Handschrift und Charakter, ist nicht gesehen, sondern beide werden als etwas für sich Vorhandenes nachträglich in eine äußerliche Wechselbeziehung gesetzt." (Marseille 1927 S.84)

Demgegenüber trennt Klages nach Marseille nicht mehr die Handschrift als Wirkung von der Ursache des Charakters ab. In der Handschrift findet vielmehr der Charakter selbst seinen Ausdruck. "Als Ausdruck des Charakters gibt die Handschrift von ihm nicht Kunde aufgrund einer unverständlichen Wechselbeziehung, sondern weil sie selbst einen Charakter hat." (Marseille 1927 S. 82)

Zwei wesentliche Punkte werden von Marseille angesprochen. Zum einen kann man Handschrift als etwas begreifen, was vorhanden ist wie irgendein anderer Gegenstand der physikalischen Welt, oder aber als ein Resultat menschlichen Verhaltens. Andererseits weist die Aussage, daß die Handschrift selbst Charakter hat, darauf hin, daß die Ebene der Schriftbeschreibung und die Ebene der Charakterdeutung - manchmal und wenn man eben von einem bestimmten Verständnis von der Handschrift ausgeht - gar nicht so getrennt werden kann. Dieser letzte Punkt kann bei bestimmten Eindruckscharakteren gezeigt werden (vergl. B 1.1.3.1) .

Ein Verständnis von Handschrift als etwas Vorhandenes, das sich qualitativ nicht von anderen Gegenständen der physikalischen Umwelt unterscheidet, führt dazu, daß nicht nach Antrieben oder Intensionen gefragt wird, die als menschliches Verhalten oder Handeln zum Zustandekommen einer Handschrift geführt haben. Damit kann sich auch das Problem des Verstehens von Intensionen bzw. im Falle von Verhalten des Erklärens aufgrund von Verständnis (vergl. A 1.4) gar nicht stellen.

Wird die Handschrift jedoch als Resultat menschlichen Verhaltens aufgefaßt, muß nach den zugrundeliegenden Antrieben gefragt werden. Es genügt dann nicht, einen Zusammenhang in der Weise festzustellen, daß bestimmte Schriftmerkmale häufig mit bestimmten Charaktereigenschaften oder Persönlichkeitsmerkmalen gemeinsam auftreten. Vielmehr stellt sich die Frage nach einer inhaltlichen Erklärung: wie kann begründet werden, daß ein bestimmter Mensch eine bestimmte Handschrift schreibt?

In ähnlicher Weise sieht auch Vetter (1966) den Unterschied zwischen Klages und Michon, den er jedoch grundsätzlicher als Unterschied zwischen deutscher und französischer Graphologie auffaßt. "Der Haupt Gesichtspunkt für die deutsche Graphologie ist nun die Deutung der Schreibbewegung (schon seit W. Preyer und G. Meyer) als einer unmittelbaren seelischen Äußerung, insbesondere des Gefühls. Erst dadurch wird ein ganzheitliches Verstehen des Bedeutungsgehaltes der Einzelzüge möglich... Das Augenmerk der französischen Handschriftenanalyse dagegen haftet (auch über Michon hinaus) an den Einzelformen der fertigen Schriftgestalt." (Vetter 1966 S. 282)

Geht man von der fertigen Schriftgestalt als etwas Vorhandenes wie irgendein anderer Gegenstand der physikalischen Umwelt aus, so wird damit unterstellt, daß eine Beschreibung der Schrift zu graphologischen Zwecken ohne die Voraussetzung einer Persönlichkeitstheorie möglich ist. Geht man dagegen von der Schrift als Ausdruck der Persönlichkeit aus, so ist

so ist damit von vornherein ein Bezug zu einer Persönlichkeitstheorie gegeben. Eine voraussetzungslose Beschreibung ist jedoch nicht möglich (A 1.4). Da es in der Graphologie um den Zusammenhang zwischen Handschrift und Persönlichkeit geht - und nicht etwa um die Frage, nach welcher Schulvorlage das Schreiben gelernt wurde, oder ob eine bestimmte Schriftprobe unter Alkoholeinfluß entstanden ist z.B. - , ist aus theoretischen Gründen eine Schriftbeschreibung , welche von Anfang an einen Bezug zur Persönlichkeitstheorie impliziert, vorzuziehen.

Auch in der graphologischen Praxis ist eine solche Erkenntnis leitend, weswegen Einzelmerkmalen bei weitem nicht die Bedeutung bei der Schriftbeschreibung zukommt wie Ganzheitsmerkmalen und Grundeigenschaften. Im allgemeinen wird heute zwischen drei Merkmalsarten unterschieden, nämlich ganzheitlichen Eindruckscharakteren, allgemeinen graphischen Merkmalen und Merkmalsbesonderheiten (vergl. Michel 1982 S.70), wobei sich jedoch die Merkmalskataloge in den einzelnen Lehrbüchern unterscheiden. Ein differenziertes System zur Schriftbeschreibung liefern Müller und Enskat (1961), das im nächsten Kapitel genauer untersucht werden soll.

2.1.3 Merkmalsarten in der Graphologie

2.1.3.1 Eindruckscharaktere

Eine erste wichtige Gruppe von Schriftmerkmalen sind Eindruckscharaktere. Nach Müller/Enskat dienen sie dazu, übergreifende Befunde zu ermitteln (Müller/Enskat 1961 S. 74 ff). Bei der Deutung einer Handschrift sollen dann solche übergreifenden Befunde leitend sein, indem durch sie übergreifende psychologische Sachverhalte - z.B. das Verhältnis von Trieb und Gefühl, von Antrieb und Steuerung, ein harmonisches oder disharmonisches Zusammenwirken aller psychischen Antriebe - festgestellt werden können. Schon bei Klages dienten übergreifende Befunde zur Bedeutungseinschränkung der den Grundeigenschaften (vergl. B 2.1.3.2) zugeordneten Eigenschaftsbegriffe, seine Formniveautheorie war jedoch wesentlich undifferenzierter, was zu verschiedenen Schwierigkeiten führte. (vergl. Müller/Enskat 1961 S. 120ff).

Als übergreifende Befunde nennen Müller/Enskat (1961) in Anlehnung an Pophal (1949) den Versteifungsgrad, in Anlehnung an Klages den Rhythmus, den sie in Anlehnung an Heiss (1966) nach Bewegungs-, Form- und Verteilungsrhythmus differenzieren, sowie Eigenartgrad, Einheitlichkeit und das Verhältnis von Bewegung und Form. Alle diese Ganzheitsmerkmale werden mit Hilfe von Eindruckscharakteren ermittelt.

Der Versteifungsgrad kann z.B. mit den Eindruckscharakteren spannungslos, ungezügelt, hemmungslos, ausfahrend, weich, fest, gehalten, dynamisch, unlebendig, monoton, brüchig, steif, unsicher, zerbrochen, ausfahrend, abrupt ermittelt werden (Müller/Enskat 1961 S.77). Der Rhythmus kann elastisch, federnd, schwingend, gleitend, zerlöst, zügellos, starr, drängend, pulsierend sein; der Eigenheitsgrad durch die Eindruckscharaktere einfach, schlicht, unauffällig, zurückhaltend, bescheiden, sachlich, selbständig, originell, außergewöhnlich, exentrisch, maniert, affektiert z.B. festgestellt werden (Müller/Enskat 1961 S. 88); das Schriftbild zur Ermittlung der Einheitlichkeit als harmonisch, gelassen, beherrscht, ruhig, disharmonisch, maßlos, überspannt, unruhig, heftig, nervös u.a. beschrieben werden (Müller/Enskat 1961 S. 89f). Um zu entscheiden, ob die Schrift formbetonter oder bewegungsbetonter ist, können die Eindruckscharaktere gestaltet, dargestellt, gewollt, gekünstelt, natürlich, ungezwungen, frei, offen, formlos benutzt werden (Müller/Enskat 1961 S. 91). Die Anzahl möglicher Eindruckscharaktere ist nicht festgelegt.

Die erste Frage, die sich hier stellt, ist, ob solche Eindruckscharaktere eine genügende Objektivität haben, ob sie eindeutig und mit einer intersubjektiven Übereinstimmung in der Urteilen festgestellt werden können. Denn sie können nicht mit Hilfe irgendeines Meßinstrumentes bestimmt sondern nur eingeschätzt werden. Die wahrnehmende Person muß den qualitativen Eindruck erfassen und ihn dann sprachlich ausdrücken können.

Insbesondere von graphometrischer Seite sind zu diesem Problem zahlreiche Untersuchungen vorgenommen worden (vergl. B 2.2.3), aber auch von Müller (1957). In der Untersuchung von Müller und Mattes (1966) wurde von ihnen gezeigt, daß durch klarere Bestimmungen der Eindruckscharaktere und durch Einführung von Normbeispielen die intersubjektive Übereinstimmung in der Beschreibung des Schrifteindrucks anhand von Eindruckscharakteren erhöht werden kann. Denn die Beurteiler können sich bei ihrer Einschätzung an den Merkmalsdefinitionen und Beispielen orientieren.

Das zeigt, daß zu der Erfassung von Eindruckscharakteren keine Bereitschaft erforderlich ist, sich vom Ausdrucksgehalt einer Schrift in dem Sinne beeindrucken zu lassen, daß man Fremdseelisches auf sich wirken läßt und in sich selbst rekonstruiert (vergl. z.B. Pokorny 1974 S. 35 ff), die intersubjektive Sprache als Medium der Verständigung und Selbstverständigung ist vielmehr vor aller Selbsterkenntnis gegeben (vergl. A 2.3.1). Die Erfassung von Eindruckscharakteren ist jedoch ein Sprachproblem in dem Sinne, daß man sich über das Wahrgenommene verständigen muß (A 2.2.2, A 1.3), wobei die Wahrnehmung selbst auch wiederum von einer Sprache geleitet wird (vergl. A 3). Die Möglichkeit einer Verständigung untereinander über eine Sache aus einer bestimmten Perspektive zeigen Objektivitätsuntersuchungen, selbst bei relativ weiten und unscharfen Begriffen wie Eindruckscharakteren stimmen die Urteile über das Wahrgenommene zum Teil recht gut überein (vergl. auch B 2.2.3). Dabei kann die Objektivität durch Beispiele und genauere Beschreibung der Begriffe selbst erhöht werden, letzteres kann als eine Berücksichtigung des Kontextes interpretiert werden (A 4.3).

Bei Sprachprobleme ist auch zu berücksichtigen, welchem Zweck eine Beschreibung dienen soll (A 1.4). Celovsky (1954) konnte in ihrer Phänomenologie graphologischer Eindruckscharaktere zeigen, daß die Beziehung zwischen Handschrift und Persönlichkeit sich am direktesten in Eindruckscharakteren ausdrückt. Denn bei manchen Eindruckscharakteren gehen nämlich Schriftbeschreibung und Deutung ineinander über. Während z.B. die Eindruckscharaktere eckig, spiralförmig, löchrig, blaß mehr die Schriftbeschreibung in den Vordergrund rücken, sind bei Eindruckscharakteren wie z.B. zaghaft, haltlos, unausgeglichen, künstlerisch Schriftbeschreibung und Deutung nicht mehr klar zu trennen (vergl. Celovsky 1954 S.95). Die Eindrücke werden vielmehr selbst schon mit charakterologischen Begriffen beschrieben. (Celovsky 1954 S. 13). Betrachtet man die oben beispielhaft angeführten Eindruckscharaktere unter diesem Gesichtspunkt, so könnten viele Begriffe auch zu einer Persönlichkeitsbeschreibung verwendet werden (vergl. auch B 3).

2.1.3.2 Grundeigenschaften

Die zweite wichtige Gruppe von Schriftmerkmalen sind Grundeigenschaften. Auch bei der Aufzählung von Grundeigenschaften differieren die einzelnen Lehrbücher, so kommt z.B. bei Heiss (1966) das Merkmal Strichrichtung hinzu, im wesentlichen werden jedoch mit den Grundeigenschaften die gleichen Schriftmerkmale erfaßt.

Müller/Enskat(1961) unterscheiden bei dem Grundeigenschaften: an der fertigen Schrift meßbare Merkmale, deren Mittelwerte bestimmt werden können, das sind Enge und Weite, Neigungswinkel, Längenunterschiedlichkeit und Längenteilung; an der fertigen Schrift schätzbare Merkmale, die gegebenenfalls auch während des Schreibens gemessen werden können, nämlich Druckgebung und ein Breitfederwechselzug, Schärfe und Teigigkeit, Strichstruktur; eindeutig beschreibbare oder durch Zählung oder Schätzung feststellbare Merkmale, Magerkeit und Völle, Vereinfachung und Bereicherung, Bindungsformen; sowie Merkmale höherer Komplexität, nämlich Regelmaß, Gliederung, Verbundenheitsgrad, Tempo, Links- oder Rechtsläufigkeit, Stellenbetonung.

Außer der Strichstruktur, die stark materialbedingt und die Müller/Enskat deswegen nur erwähnt haben aber nicht in die Schriftbeschreibung zu Deutungszwecken einbeziehen wollen (vergl. Müller/Enskat 1961 S. 59ff), werden alle anderen Grundeigenschaften in einer Art Polaritätenprofil erfaßt (Müller/Enskat 1961 S. 95). Es ist eine siebenstufige Skala, in der jeweils polare Merkmale gegenübergestellt werden, so z.B. Völle gegen Magerkeit, Druckstärke gegen Druckschwäche. Dabei sollen zugleich jedoch Merkmalsbesonderheiten notiert werden, die dann bei der Deutung berücksichtigt werden können. Die polaren Merkmale sollen auch nicht als disjunkte Klassen aufgefaßt werden (A 4.1), denn es ist ja möglich, daß in einer Schrift sowohl Girlanden als auch Arkaden oder Anfangsbetonung und zugleich -verminderung vorkommt, beides muß dann registriert werden.

Nun werden auch quantitativ erfaßbare Merkmale wie Größe, Weite, Lage z.B. in dieser Tabelle nur eingestuft - wobei sie nicht einmal die Voraussetzungen für eine Beschreibung mit qualitativen wissenschaftlichen Begriffen wegen der fehlenden Disjunktheit der Klassen erfüllt. Eine Erfassung mit metrischen Begriffen wäre jedoch bei diesen Schriftmerkmalen ohne Schwierigkeiten möglich, hier wird jedoch nur mit komparativen Begriffen gearbeitet: "bei jeder Registrierung unterscheiden wir drei Stufen, je nach der Abweichung vom Mittelwert: wenig ausgeprägt, ausgeprägt, stark ausgeprägt, so daß sich für jedes Merkmal eine siebenstufige Skala ergibt." (Müller/Enskat 1961 S. 50) Da quantitative Begriffe gegenüber komparativen jedoch zu einer Informationsverschärfung führen (vergl. A 4.1), ist hier die Frage zu stellen, warum Müller/Enskat auf eine Beschreibung mit metrischen Begriffen verzichten.

Ein Beispiel soll zur Beantwortung dieser Frage untersucht werden. Die Schriftgröße bezieht sich auf die Mittelzone - Größe und Verhältnis von Ober- und Unterlängen werden durch die Grundeigenschaften Längenunterschiedlichkeit und Längenteilung in der Graphologie erfaßt -, wobei die Länge der Kurzlängengrundstriche in ihrer jeweiligen Schräg- oder Steillage gemessen werden. Beim Mittelwert beziehen sich Müller/Enskat zunächst auf Klages, der als Mittelwert, bei denen man eine Schrift weder als eher groß noch als eher klein einstufen kann, 2mm - 3mm. (vergl. Müller/Enskat 1961 S. 49ff)

"Die Maße für Größe und Kleinheit liegen in den Schriften Gebildeter für die erste Stufe um 2,5 (Größe) und 1,5mm (Kleinheit), um 3 (Größe) und 1 mm (Kleinheit) für die zweite und um 5 und mehr (Größe) bzw. 0,5 und weniger mm (Kleinheit) für die dritte Stufe. Bei den Schriften Ungebildeter würden sich die Werte um etwa 1mm nach oben verschieben." (Müller/Enskat 1961 S. 50) Sie machen damit die Einschätzung eines Merkmals, das eigentlich exakt gemessen werden könnte, von der Person der Schreibers abhängig. Hier liegt die Überlegung zugrunde, daß ein Schreibungsübter meist aufgrund seiner motorischen Ungeübtheit größer schreibt als ein geübter Schreiber. Der Mangel an Übung hat jedoch nichts mit der Persönlichkeit eines Schreibers zu tun. D.h. Müller/Enskat berücksichtigen auch bei potentiell metrisch erfassbaren Schriftmerkmalen den Zweck der Schriftbeschreibung, nämlich die Deutung.

Zu einem ähnlichen Ergebnis führt auch die Analyse der anschließenden Überlegungen von Müller/Enskat. Man hat die Schwankungsbreite von Merkmalen zu berücksichtigen, denn es gibt keine Schrift, in der die Größe immer genau gleich bleibt. Auch hier arbeiten sie nicht mit statistischen Mittelwerten und Steuerungsmaßen, weil dies erstens zu umständlich sei und zweitens manchmal auch falsch wäre. Nach ihrer Ansicht ist es angemessener, die Größe der Schrift in einem konkreten Fall z.B. so zu registrieren: " die Schrift ist mittelgroß, weil die am häufigsten vorkommenden Grundstriche nur 2mm lang sind, es kommen aber auch Grundstriche von 4, ja 6mm Länge vor." (Müller/Enskat 1961 S. 51).

Obwohl eine solche Aussage auch graphisch in ihrer Tabelle dargestellt werden kann, verbleiben Müller/Enskat hier jedoch völlig in einer Alltagssprache. Hier stellt sich jedoch die Frage, ob eine individuelle Schrift nicht gerade so am besten beschrieben werden kann, denn es wird ja versucht, das Wesentliche dieser Schrift zu erfassen. Bei Wechselmerkmalen (Heiss 1966 S. 225), bei denen gegensätzliche Merkmale gleichmäßig häufig auftreten, müssen sogar beide Merkmale registriert werden, also z.B. eine Schrift ist ausgeprägt groß und ausgeprägt klein, wenn die Grundstriche der Kurzlängen etwa gleich häufig 3 oder 1 mm groß sind. Sicher können auch solche Eigenarten mit statistischen Begriffen erfaßt werden, jedoch ist es für eine einzelnen Schrift sehr viel einfacher, das Charakteristische einer Schrift mit der Methode von Müller/Enskat zu erfassen. Es scheint sich deshalb um eine für den Erkenntniszweck völlig ausreichende Genauigkeit zu handeln (vergl. A 4.2), die sogar noch gegenüber einer Beschreibung mit wissenschaftlichen Begriffsformen den Vorteil besitzt, das Wesentliche sehr viel einfacher herausstellen zu können.

Müller und Enskat scheinen also deswegen auf eine möglichst scharfe Beschreibung mit wissenschaftlichen Begriffsformen zu verzichten, weil sie von vornherein den Zweck der Schriftbeschreibung in Rechnung stellen. Deswegen sind schon bei der Schrifterfassung einmal äußere Bedingungen zu berücksichtigen, die nichts mit der Persönlichkeit des Schreibers zu tun haben, zum anderen soll das Wesentliche einer individuellen Schrift möglichst klar und einfach herausgestellt werden.

2.1.3.3 Einzelmerkmale

Einzelmerkmale sind Besonderheiten, die nicht in jeder Schrift sondern nur selten vorkommen und die Einzelheiten betreffen und nicht den Gesamteindruck. In diese Merkmalsgruppe fallen also alle Auffälligkeiten, die man aus irgendwelchen Gründen für wichtig hält, und die weder Eindruckscharaktere noch Grundeigenschaften sind. Mit dieser Begriffsbestimmung wird auch schon das Grundproblem bei Einzelmerkmalen deutlich, nämlich welche Einzelmerkmale als wichtig anzusehen sind und wie diese systematisch erfaßt werden können.

Einzelmerkmale sind z.B. die signes fixes des Michon, wobei er annahm, daß diesen Schriftmerkmalen eine feste charakterologische Bedeutung zukommt. Seine Methode ist deshalb oft als Zeichendeuterei kritisiert worden. "Die heutige Graphologie ist aber über seine Methode hinausgewachsen, und zwar aus der Erkenntnis, daß jedes Einzelmerkmal und jede Besonderheit sehr viele Bedeutungen haben und erst im Rahmen der ganzen Schrift richtig bewertet werden können." (Müller/Enskat 1861 S. 93) Dennoch gibt es auch heute noch Autoren, die eine solche einfache Zuordnung von Einzelmerkmalen und Eigenschaften postulieren, so Ehwald/Lauster (1976) oder Singer (1953), die von einer unsystematischen Zusammenstellung von Auffälligkeiten der Formgebung ausgehen.

Bei Müller/Enskat werden mehrteilige Einzelmerkmale, das sind insbesondere charakteristische Merkmalsschwankungen, neben ihrer Tabelle zur Erfassung der Grundeigenschaften registriert. Sie geben einige Beispiele, so absinkende Größe, schwankende Zeile, Differenzen zwischen Text und Unterschrift, sekundäre Enge. Etwas systematischer hat Pfanne (1954) mit seinen Aufbaueigenschaften versucht, individuelle Bewegungstendenzen in der Schrift zu erfassen, die sich an eine Gruppe aufbaumäßig verwandter Buchstaben heften; z.B. können Anfangszüge mit bestimmten Bewegungsvorschlägen beginnen, Endzüge können erweitert sein, Unterschleifen fehlen oder zu hoch oder zu tief geschlossen sein etc. Einzeleigentümlichkeiten sind auch bei Pfanne wieder Besonderheiten an einzelnen Buchstaben, wobei er betont, daß die Bewegungsführung entscheidender ist als die Formgebung, eine gleiche Buchstabenform kann durch eine unterschiedliche Bewegungsführung entstanden sein.

So wird das Grundproblem auch bei Pfanne, der seine Begriffe 'Aufbaueigenschaften' und 'Einzeleigentümlichkeiten' nicht zu graphologischen Zwecken sondern für die Schriftexpertise einführt, der aber trotzdem herangezogen wurde, weil in der Expertise Schrifteigentümlichkeiten differenzierter analysiert werden müssen, nicht befriedigend gelöst.

2.1.4 Zusammenfassung

Eine sprachliche Erfassung der Handschrift ist notwendig, wenn diese zum Gegenstand der Erkenntnis werden soll, es ist jedoch ein Problem, die richtigen Begriffe für das Wahrgenommene zu finden, wobei die Wahrnehmung selbst andererseits wieder durch die Sprache geleitet wird.

Jede Sprache wird vom Erkenntniszweck bestimmt, in der Graphologie soll aufgrund der Handschrift auf die Persönlichkeitsstruktur geschlossen werden. Demzufolge muß die Schriftbeschreibung schon eine Persönlichkeitstheorie voraussetzen. Dieser Zusammenhang drückt sich in einem Verständnis von der Handschrift als Resultat menschlichen Verhaltens aus, während ein Verständnis von Handschrift als etwas Vorhandenes, das sich qualitativ nicht von anderen Gegenständen der physikalischen Umwelt unterscheidet, ihn verdeckt.

Graphologen berücksichtigen diesen Zusammenhang zwischen Handschrift und Persönlichkeit schon bei der Merkmalerfassung. Dies zeigt sich insbesondere daran, daß auf eine quantitative Registrierung potentiell metrischer Schriftmerkmale verzichtet wird, um einerseits äußere Umstände, die nichts mit der Persönlichkeit des Schreibers zu tun haben, zu berücksichtigen, und andererseits das Wesentliche einer individuellen Schrift auf eine möglichst einfache Weise zu erfassen.

Bestimmte Eindruckscharaktere weisen insofern deutlich auf einen Zusammenhang zwischen Handschrift und Persönlichkeit hin, als die Begriffe für die Schriftbeschreibung auch zur Beschreibung von Menschen verwendet werden könnten.

Die intersubjektive Übereinstimmung in der Beurteilung einer Schrift anhand von Eindruckscharakteren ist vor allem ein Sprachproblem. Die Objektivität kann erhöht werden, wenn Eindruckscharaktere durch andere Begriffe erläutert - sie also aus einem Kontext heraus verstanden werden können - und durch Beispiele verdeutlicht werden - also auf eine Wahrnehmungsebene zurückgegriffen wird.

2.2 Graphometrische Schriftbeschreibung

2.2.1 System der Handschriftenvariablen

Zunächst soll die Frage beantwortet werden, welche Schriftmerkmale von der Graphometrie erfaßt werden. Wallner (1959) stellt diese in seinem System der Handschriftenvariablen zusammen.

Graphische Variablen lassen sich nach Grundvariablen, die in jeder Schrift vorkommen, und Wahlvariablen, die durch bewußte oder unbewußte Wahl (Wallner 1959 S. 176) zustande kommen, unterscheiden. Die Grundvariablen selbst sind entweder quantitativ oder qualitativ. Zu den quantitativen Grundvariablen gehören metrische Merkmale, die mit speziellen Meßgeräten wie Lineal, Winkelmesser oder Geräten zur Druck- oder Zeitmessung erfaßt werden können: Größe und Größenverhältnisse, Neigungswinkel, Strichbreite, Oberzeichenlaufrichtung, Weite, Gliederung, Wort- und Zeilenabstand, Zeilenführung, Randbreiten, Druck und Schreibgeschwindigkeit. Weitere quantitative Merkmale sind auszählbare wie die Bindungsformen Girlande, Arkade und Winkel sowie schätzbare Merkmale, die auf ordinalem Niveau gemessen werden können wie Rechts- oder Linksläufigkeit, Vereinfachung oder Bereicherung, Völle in den verschiedenen Schriftzonen, Verbundenheit, Teigigkeit oder Schärfe. Diese quantitativen Grundvariablen sind noch nach Höhen-, Breiten-, Flächen-, Tiefen- und Zeitklasse differenziert. Bei allen quantitativen Schriftmerkmalen ist die Schwankungsbreite zu berücksichtigen.

Auch qualitative Grundvariablen lassen sich in jeder Schrift ermitteln. Es sind Ganzheitsqualitäten, die stufbar sind. Wallner (1959 S. 188) nennt Formniveau, Ebenmaß und Rhythmus von Klages, Ablauf-, Bild- und Verteilungsrhythmus (Müller-Enskat), Grundrhythmus (Wieser) sowie die Versteifungsgrade Pophals.

Dagegen sind Wahlvariablen nicht in jeder Schrift zu ermitteln. Einerseits handelt es sich dabei um Merkmalsbesonderheiten, Wallner nennt z.B. Sonderformen der Bindungsweise, der Satz- oder Oberzeichengestaltung, spezielle Schwankungsarten etc. (vergl. B 2.1.3.3) Zum anderen sind auch Eindruckscharaktere, die nach Müller/Enskat ja die Grundlage für die Ermittlung der Ganzheitsqualitäten sind, nach Wallner in jeder Schrift verschieden, so daß sie zu den Wahlvariablen zu rechnen sind. In Anlehnung an Heiss spricht Wallner von Eindruckscharakteren der Bewegung, der Form und des Raumes.

Die Darstellung zeigt, daß sich graphometrische Schriftbeschreibung an die graphologische anlehnt, wobei verschiedenste Ansätze berücksichtigt werden. Ausgehend von den in der graphologischen Schriftbeschreibung als wichtig angesehenen Merkmalen, bemüht sich Wallner um eine systematische, differenzierte und übersichtliche Zusammenstellung der Schriftmerkmale.

Die Beschreibungssysteme zur Schrifterfassung von Müller/Enskat und Wallner sind in mancher Hinsicht ähnlich, wenn auch Wallner noch einige Differenzierungen vorgenommen hat. So unterteilt er z.B. noch die quantitativen Grundvariablen nach den verschiedenen genannten Klassen, oder die Völle wird an Ober-, Mittel- und Unterzone erfaßt.

Hier kann gefragt werden, wozu eine solche differenziertere Schriftbeschreibung dienen soll (A 2.5, A 4.2). Es sollen damit die charakteristischen Eigenschaften der Handschrift möglichst genau und systematisch erfaßt werden. Ein direkter Bezug zu einer Persönlichkeitstheorie, durch welche begründet werden könnte, welche Schriftmerkmale als die entscheidenden anzusehen sind, wird nicht hergestellt, dies wird jedoch auch nicht von graphologischer Seite geleistet. Auch bei graphologischen Autoren findet man keine Begründung dafür, warum die Schrifterfassung in dieser oder jener Weise vorgenommen wird. Graphologische und graphometrische Schriftbeschreibung zielt jedoch immer schon auf die Erfassung der für die Interpretation im persönlichkeitspsychologischen Sinne relevanten Befunde, als die Unterschiede zwischen einzelnen Schriften als entscheidend angesehen werden. - Als Kritik sei jedoch gleich angemerkt, daß die Anhängigkeit einer Handschrift von der Schulvorlage, materialbedingte Einflüsse, innere und äußere Schreibumstände nicht genügend berücksichtigt werden.

2.2.2 Quantitative Grundvariablen

Obwohl durch graphologische und graphometrische Schriftbeschreibung etwa die gleichen Schriftmerkmale erfaßt werden, bestehen Unterschiede in den Methoden der Feststellung dieser Merkmale. Die Frage, welche Merkmale erfaßt werden, wird also beidesmal ähnlich beantwortet werden, während die Antwort auch die Frage, wie werden diese Merkmale erfaßt, unterschiedlich ausfällt. In diesem Kapitel soll dies zunächst bei den quantitativen Grundvariablen gezeigt werden.

Für die Erfassung quantitativer Grundvariablen, die mit Geräten gemessen oder auch ausgezählt werden können, schlägt Wallner (1959, 1960, 1961b) folgende Technik vor: um die Arbeit zu erleichtern sollen nur 10 Messungen vorgenommen werden, die an 5 Stellen durchzuführen sind, welche über das ganze Schriftfeld verteilt sein sollen. Das Schriftfeld wird dazu durch zwei Diagonalen in 4 Teilbereiche geteilt. Die Strecken vom Diagonalenschnittpunkt bis zu ihrem Ende werden halbiert. Von diesen Punkten aus werden jeweils nach rechts und nach links Messungen vorgenommen, wobei noch die Zeile versetzt wird. Auch vom Diagonalenschnittpunkt aus wird nach rechts und nach links mit versetzter Zeile gemessen. Gemessen wird immer an der Stelle, wo das zu messende Merkmal von dem Punkt ausgehend zum ersten Mal auftritt. So erhält man 10 Messungen.

Auch die Zeilenführung kann in ähnlicher Weise gemessen werden: durch den Schnittpunkt der Diagonalen wird eine Linie gezogen, die parallel zum senkrechten linken Blattrand läuft. Auf dieser Parallelen werden die Strecken zwischen dem Diago-

nalenschnittpunkt und dem Schnittpunkt mit der oberen bzw. unteren Zeile jeweils in 3 gleiche Abschnitte geteilt, so daß sich auf der Parallelen 5 Punkte befinden. Jeweils die beiden Zeilen, die diesen Punkten am nächsten liegen, sollen gemessen werden. Dazu wird der Winkel, die diese Zeilen mit dem Blattrand bilden, gemessen. So erhält man bei der Bestimmung der Zeilenführung ebenfalls 10 Messungen. Besonderheiten der Zeilenführung - gewölbt, gehöhlt, wellenförmig etc. - werden dabei nicht berücksichtigt. (vergl. Wallner 1961b S. 58)

Dies ist eine sehr klare und exakte Anweisung dafür, wie ein bestimmtes Schriftmerkmal erfaßt werden soll. Dadurch wird eine sehr hohe intersubjektive Übereinstimmung in den Urteilen über dieses Merkmal garantiert. Man verständigt sich mit quantitativen wissenschaftlichen Begriffen, die eine hohe Informationsschärfe garantieren (A 4.1).

Als Voraussetzung für eine solche Vorgehensweise bei der Erfassung quantitativer Schriftmerkmale müssen nach Wallner bestimmte Arbeitshypothesen als erfüllt angenommen werden. In seiner Arbeit, in der er die Zuverlässigkeit von Schätzungen bei meßbaren Schriften untersucht, stellt er 10 Arbeitshypothesen auf, wobei sich einige auf die Messung allein beziehen (Wallner 1960 S. 316ff):

- 10 Messungen sind für die Erfassung einer Variable ausreichend;

- das arithmetrische Mittel ist repräsentativ für das Ganze der Schriftvariablen;
- alle Meßorte sind gleichwertig und sind auch allen anderen möglichen Meßorten gleichwertig.

Die unterscheidet sich klar von der Vorgehensweise Müller/Enskats, die gerade nicht davon ausgehen, daß durch das arithmetrische Mittel ein Schriftmerkmal mit seiner charakteristischen Schankungsbreite repräsentiert werden kann (B 2.1.3.1). Auch sind nicht alle Meßorte unbedingt gleichwertig, vielmehr müssen auch Zufallsvarianten in Rechnung gestellt werden (Müller/Enskat 1961 S. 51). 10 Messungen würden auch nach Müller/Enskat wahrscheinlich ausreichen, um die Ausprägung eines Merkmals zu bestimmen, jedoch sind nicht die Werte dieser Messungen entscheidend, sondern lediglich die Einstufung des Merkmals, wobei noch Kontextbedingungen berücksichtigt werden.

Zwei Fragen sollen gestellt werden: erstens ob die größere Exaktheit und Informationsverschärfung nicht nur dem Zweck einer detaillierteren und eindeutigeren Schriftbeschreibung dient, was zweifellos der Fall ist, sondern auch die Möglichkeiten eines Rückschlusses von der Handschrift auf die Persönlichkeit des Schreibers verbessert, die Genauigkeit also nicht 'leer läuft'. Und zweitens ob nicht gerade durch den Versuch einer exakten Beschreibung die Deutungsmöglichkeiten der Handschrift eingeschränkt werden. (vergl. A 2.5, A 4.2)

Damit eine Schriftbeschreibung quantitativ erfaßbarer Merkmale auf metrischen Niveau nicht überflüssig für den Zweck des Rückschlusses auf die Persönlichkeit des Schreibers ist, muß vorausgesetzt werden, daß die Persönlichkeit in ähnlich exakter Weise erfaßt werden kann und daß eine genaue Zuordnung zwischen Schriftmerkmalen und Persönlichkeitsmerkmalen . "Es mußte eine vielleicht nicht unbedingt lineare, aber doch eine wie auch immer geartete mathematische Gesetzmäßigkeit in der Entsprechung zwischen bestimmten Graden der Merkmalsausprägung und den Ausprägungsgraden bestimmter Eigenschaften oder Persönlichkeitsvariablen bestehen, aufgrund deren hier unmittelbare Rückschlüsse möglich werden." (Angermann 1970 S. 267) Denn ohne die Voraussetzung einer ebenso scharfen - nämlich quantitativen (A4.1) - Persönlichkeitsbeschreibung als auch der Zuordnung zwischen Handschrifts- und Persönlichkeitsmerkmalen wäre eine so genaue Erfassung der Handschrift garnicht nötig. (vergl. B 3, B4)

Zum anderen kann eine Schriftbeschreibung mit wissenschaftlichen Begriffsformen der Komplexität des Materials nicht gerecht werden, ohne daß sie sehr umfangreich und damit umständlich wäre. Denn schon eine Beschreibung mit klassifikatorischen Begriffen ist umso einfacher, je weniger Prädikate zur Bestimmung einer Klasse herangezogen werden. (A 4.1). Dadurch wird die Komplexität des Wahrgenommenen als möglicher Erkenntnisgegenstand eingeschränkt, sie ist mit den Begriffen nicht beschreibbar.

Um diesen Gedankengang zu verdeutlichen, sei noch einmal auf die oben dargestellten Meßvorschriften Wallners zurückgegriffen. Als Grundlage dient zunächst einmal nur eine einzige Schriftprobe, so daß es unwahrscheinlich ist, daß sich die natürliche Schwankungsbreite in ihr ausdrückt - eine Schönschrift wird sich gerade in den metrisch erfaßbaren Merkmalen deutlich von einer Notiz unterscheiden. Dann wird auch nicht diese ganze Schrift berücksichtigt, sondern nur bestimmte Meßorte, so daß es sein kann, daß sich charakteristische Eigentümlichkeiten gerade nicht an diesen Orten befinden, ein Schreiber z.B. am Ende einer Zeile oder eines Briefes deutlich rechtsschräger schreibt. Bestimmte Einzelheiten werden nicht notiert, so Besonderheiten des Zeilenverlaufs z.B.. Solche Besonderheiten sollen nach Wallner zwar als andere Merkmalsgruppe registriert werden, was jedoch in Untersuchungen zu- meist nicht geschieht und aus quantitativen Gründen auch nicht vollständig geschehen kann. Zudem betreffen solche Eigentümlichkeiten auch schon metrisch erfaßbare Schriftmerkmale, wie am Beispiel der Größenschwankung gezeigt wurde (A 2.1.3.2), so daß sie nicht durch statistische Größen in einfacher und adäquater Weise dargestellt werden können. So ist sicher der Aussage Angermanns (1970 S. 271) zuzustimmen, daß die Merkmalskategorien der Graphometrie für den Zweck des Rückschlusses auf die Persönlichkeit von Anfang an zu undifferenziert waren. Und es ist auch m.E. davon auszugehen, daß für den Zweck der Interpretation einer individuellen Handschrift eine Beschreibung mit Begriffen, die nicht genannten Forderungen an wissenschaftliche Begriffe entsprechen (A 4.1), etwa im Sinne von Müller/Enskat (B 2.1.3.2), einfacher und genauer ist (A 4.2).

Für den Zweck einer möglichst hohen intersubjektiven Übereinstimmung bei der Erfassung von Schriftmerkmalen, ist die graphometrische Methode natürlich geeigneter. Denn eine hohe Übereinstimmung besteht immer dann, wenn direkt meßbare Merkmale nach eindeutigen Meßvorschriften gemessen werden. Schon bei nur stufbaren Merkmalen ist die Übereinstimmung in der Beurteilung nicht so hoch (vergl. zusammenfassende Darstellung von Untersuchungen zur Objektivität der Handschrift bei Doubrawa 1978 S.85 ff, oder Michel 1982 S. 37f). Es ist hier jedoch die Frage zu stellen, ob nicht auch die Objektivität in der Schrifterfassung als möglichst sichere intersubjektive Übereinstimmung in den Urteilen nicht auch zum Selbstzweck werden kann.

2.2.3 Eindruckscharaktere

Eindruckscharaktere beziehen sich auf den Gesamteindruck, das Problem, daß nur wenige Aspekte erfaßt werden (B 2.2.2), besteht hierbei nicht, ihre Erfassung ist jedoch auch keineswegs so sicher. Das Problem, den richtigen Begriff für das Wahrgenommene zu finden (A 2.2.2), damit man sich darüber verständigen kann und die Handschrift unter dem Aspekt der Eindruckscharaktere (A 3.1) zum Gegenstand der Erkenntnis werden kann (A 1.3.4, A 3.2), ist hier besonders groß. Es ist insbesondere das Verdienst der Graphometrie (vergl. Doubrawa 1978 S. 86ff), die Objektivität von Eindruckscharakteren untersucht zu haben, d.h. die Fragen zu stellen, ob man die gleichen Begriffe verwendet und - insofern Wahrnehmungen auch von der Sprache geleitet werden - die Wahrnehmungen dieselben sind. (A 3.1)

Daß man sich über den handschriftlichen Eindruck verständigen kann, obwohl er nicht mit speziellen Meßgeräten erfaßt werden kann, ist aus den Ergebnissen solcher Untersuchungen zu ersehen, obwohl die Verständigungsprobleme hier größer sind. Denn Handschriftenvariablen lassen sich umso sicherer erfassen, "je geringer der Ermessensspielraum des Gutachter ist, d.h. je klarer und eindeutiger die Definition ist, je weniger Komponenten in die Definition der Variable eingehen und je konkreter die Komponenten selbst sind." (Wallner 1962 S. 267f)

Gerade weil die Verständigung über den Schrifteindruck nicht unproblematisch ist, sind Untersuchungen zur Möglichkeit seiner Erfassung notwendig. Auch die graphometrischen Methoden scheinen dafür sinnvoll, weil verschiedene Beurteiler unabhängig voneinander die Einschätzung vornehmen, das Problem der gegenseitigen Beeinflussung oder Manipulation nicht auftreten kann. - Zu übereinstimmenden Urteilen kann man nur gelangen, wenn man sich in einer Sprache über einen Gegenstand verständigt, wobei beide Aspekte gleich wichtig sind. Daß dies tatsächlich möglich ist, zeigen solche Objektivitätsuntersuchungen, die deswegen auch als Beispiel für den in A 1 bis A3 entwickelten Wahrheitsbegriff gelten können.

Eindruckscharaktere scheinen deswegen besonders wichtig zu sein, weil mit manchen Begriffen auch die Persönlichkeit beschrieben werden könnte (B 2.1.3.1). Während Eindruckscharaktere nach Müller/Enskat nur zur Ermittlung übergeordneter Befunde dienen, macht Wallner(1962) - zum Zwecke einer Objektivitätsuntersuchung-den interessanten Versuch, 10 Gruppen von Eindruckscharakteren zusammenzustellen, welche er mit Reife der Schrift, Bildwirkung, Formungsart, Formbetonung, Formsicherheit, Ausgeglichenheit, Elastizität, Expansivität und Intensität der Bewegung titulierte. Mit den Eindruckscharakteren gekannt, persönlich, selbständig, stilisiert z.B. soll die Reife der Schrift erfaßt werden. Es wurde also nicht direkt verglichen, ob die Beurteiler eine bestimmte Schrift als gekannt empfinden oder nicht, sondern ob sie in der Beurteilung des Gesamteindrucks bezüglich der Reife dieser Schrift übereinstimmen, wobei als Grundlage für den Vergleich eine 5-stufige Skala verwendet wurde: die Schrift wirkt unreif oder reif, sie wirkt eher unreif oder eher reif, es kann nicht entschieden werden.

Es stellt sich die Frage, ob es nicht möglich wäre, von hier aus direkt auf eine Deutungsebene überzugehen, wobei selbstverständlich nicht behauptet wird, daß eine intersubjektive Übereinstimmung in der Beurteilung einer Schrift als z.B. reif auch schon der Reife der Persönlichkeit des Schreibers gleichzusetzen ist, dies hat sich vielmehr erst zu zeigen. (vergl. B 2.3, B3)

2.2.4 Zusammenfassung

Bei der Zusammenstellung von Merkmalen, die zur Erfassung der Handschrift dienen soll, orientiert sich die Graphometrie an der Graphologie, der Erfassungsmodus ist jedoch anders.

Werden metrisch erfaßbare Merkmale auch tatsächlich in dieser Weise registriert, so führt das zwar zu einer Informationsverschärfung bezüglich des gemessenen Merkmals und die Eindeutigkeit in der Beurteilung dieses Merkmals ist hoch. Jedoch ist es möglich, daß solch eine exakte Beschreibung überflüssig ist, weil man ev. nicht davon ausgehen kann, daß die Persönlichkeit in ähnlich exakter Weise beschrieben werden kann und außerdem noch eine ebenso eindeutige Beziehung zwischen Handschrift und Persönlichkeit anzunehmen ist. Eine metrische Erfassung schränkt zudem noch den Rückschluß auf die Persönlichkeit des Schreibers ein, weil dadurch - zumindest nicht ohne einen erheblichen Aufwand - keine detaillierte Erfassung der Handschrift in ihrer Komplexität möglich ist. Eine Beschreibung etwa im Sinne von Müller/Enskat ist hier einfacher und genauer.

Eindruckscharaktere sind von vornherein auf das Gesamt der Schrift gerichtet, so daß das Problem einer zu eingeschränkten Erfassung von Merkmalen der Handschrift hier nicht auftritt. Untersuchungen, um zu bestimmen, ob man in der Beschreibung der Schrift anhand von Eindruckscharakteren übereinstimmt,

sind sinnvoll; ebenso eine Methode, in der die Unabhängigkeit der Beurteiler gewährleistet ist. Es darf nicht einfach vorausgesetzt werden, daß man sich versteht, vielmehr muß sich dies erst zeigen.

Es wäre denkbar, von bestimmten Gruppen von Eindruckscharakteren gleich auf eine Ebene der Deutung überzugehen.

2.3. Gegenüberstellung

Die Voraussetzungen in Bezug auf die Schriftbeschreibung, die dem graphometrischen Ansatz zugrunde liegen können wie folgt zusammengefaßt werden:

eine genaue Schriftbeschreibung ist notwendige Voraussetzung für einen Rückschluß auf die Persönlichkeit des Schreibers; eine intersubjektive Übereinstimmung in der Schriftbeschreibung kann sich nur auf der Grundlage einer Messung der Schrift - auf nominalem, ordinalem oder metrischem Niveau - erweisen, wobei sich in einer Beschreibung mit quantitativen Begriffsformen (vergl. A 4.1) die beste intersubjektive Übereinstimmung und die schärfste Information bezüglich des metrisch erfaßbaren Schriftmerkmals gewinnen läßt.

So sagt Wallner (1960, S. 309), daß "die umfassende und vor allem richtige Erfassung aller dieser Schrifteigenheiten (= Handschriftenvariablen)..eine unerläßliche Vorbedingung für die Richtigkeit des zu erstattenden Gutachtens " ist.

Er bezieht sich dabei sowohl auf Grundeigenschaften als auch auf Ganzheitsqualitäten, Eindruckscharaktere, Merkmalsbesonderheiten sowie die Schwankungsbreite der Merkmale.

Die graphologische Kritik an diesem Standort läßt sich so formulieren:

bestimmte Aspekte der Handschrift können nicht sprachlich gefaßt werden, sie sind aber für die Deutung wichtig; der Versuch, eine Handschrift zu messen, ist von vornherein verfehlt, da sie als lebendige Bewegungsspur Persönlichkeitsausdruck ist, und ' man den Menschen nicht messen kann '.

Diese Kritik wird nicht von Müller/Enskat formuliert, vielmehr legen sie durch ihre Systematisierung der Merkmalserfassung anhand einer Tabelle (B 2.1.3.2) die Möglichkeit der Messung der Handschrift auf ordinalem Niveau nahe. Auch ist bei ihnen keine Stellungnahme darüber zu finden, ob sich bestimmte Aspekte der Handschrift vielleicht garnicht sprachlich ausdrücken lassen. Formuliert wird eine solche Kritik z.B. von Vetter (1966, 1968, 1970a), Ackermann (1970), Knobloch (1950, 1971), Wittlich (1971, 1974), Wittenberg (1980)

Die vergleichende Analyse soll nach 2 Gesichtspunkten hin erfolgen: unter Bezugnahme auf B.2.1 und B.2.2 soll das Problem der Messung untersucht werden; dann soll die Frage nach dem Verhältnis von Wahrnehmung, Sprache und Interpretation gestellt werden.

2.3.1 Zum Problem der Messung

Bestimmte Vertreter der Graphologie stellen die Meßbarkeit der Schrift grundsätzlich in Frage: "das Organische der Schrift kann man nicht zählen oder messen, man muß sie verstehen." (Wittenberg 1980 S. 311) Eine mögliche Begründung für solch eine Aussage liefert Wittlich (1974 S. 293): "die Handschrift ist nämlich nicht einfach ein Objekt, das man irgendwie auszählen oder ausmessen kann. Sie ist die Spur einer lebendigen Bewegung, von ihr geht eine Anmutung aus, die aufgefaßt und gedeutet werden muß. Sie ist eine Ganzheit und als solche kann sie nicht gezählt oder gemessen werden."

Auch Vetter geht davon aus, daß die Schrift eine Ganzheit ist, die durch keine Messung erfaßt werden kann, weil immer nur begrenzte Bereiche erfaßt werden. Nach Vetter ist dagegen eine "qualitativ unzerstückelte Schriftauffassung" (Vetter 1968 S. 339) notwendig. Die komplexe Wirklichkeit darf nicht in einzelne Elemente zerlegt werden, dadurch geht das Wesentliche gerade verloren. Auch Ackermann (1970, S. 256) meint, "je komplexer diese Lebendige ist, umso größer die Gefahr, daß mit Zahlen und Logik am Wesen des Lebendigen vorbeigerechnet und -gedacht wird." Mit Messung würde eine "Exaktheit am nicht exakten Material" (Bühler - Oppenheim 1968 S. 291) unterstellt.

In eine solche Argumentation, die man vielleicht am besten mit der These 'man kann den Menschen nicht messen' zusammenfassend charakterisiert, gehen verschiedene Aspekte ein, die schon im Vorangehenden (B 2.1, B2.2) analysiert worden sind. Die Frage, ob es Sinn hat, eine Handschrift zum Zwecke des Rückschlusses auf die Persönlichkeitsstruktur auch mit wissenschaftlichen Begriffsformen zu beschreiben, muß deshalb differenziert beantwortet werden.

Die Aussage, daß Handschrift eine lebendige Bewegung ist, weist darauf hin, daß sie als Resultat menschlichen Verhaltens nicht in gleicher Weise wie irgendein anderer Gegenstand der physikalischen Umwelt aufgefaßt werden darf, vielmehr muß bei der Beschreibung der Handschrift von vornherein ein Bezug zu einer Persönlichkeitstheorie gegeben sein (B 2.1.2). Damit ist jedoch nicht notwendig die Möglichkeit einer Beschreibung mit wissenschaftlichen Begriffsformen ausgeschlossen, ob dies sinnvoll ist, muß sich aus dem konkreten Zweck ergeben.

So wäre eine Messung von quantitativ erfaßbaren Grundeigenschaften dann überflüssig, wenn nicht eine ähnlich exakte Beschreibung sowohl der Persönlichkeit als auch der Beziehung zwischen Handschrift und Persönlichkeit möglich sein sollte. Sie wäre sogar unangemessen, wenn durch eine Reduktion der Aufmerksamkeit auf nur wenige Merkmale wesentliche andere Aspekte unberücksichtigt bleiben. (B 2.1.3.2, B 2.2.2)

Das Argument von Ackermann, daß die Gefahr des 'Vorbeirechnens an der komplexen Wirklichkeit' besteht, daß durch metrische Schriftbeschreibung zwar ein einzelnes Merkmal sehr genau beschrieben wird, anderes jedoch unberücksichtigt bleibt - bzw nur mit einem erheblichen Aufwand in ähnlicher Weise erfaßt werden könnte, so daß die Alltagssprache einfacher und genauer ist.

Vetters Forderung einer qualitativ unzerstückelten Schriftauffassung scheint dagegen die Wichtigkeit der Eindruckscharaktere hervorzuheben. Auch anhand von Eindruckscharakteren kann die Schrift jedoch auch gemessen werden, auf nominalem und sogar ordinalem Niveau (B 2.2.3). Dies ist sinnvoll, weil sich dadurch zeigen kann, ob man in der Verwendung von Begriffen, die den Schrifteindruck erfassen sollen, intersubjektiv übereinstimmt. Gerade bei Eindruckscharakteren darf dies nicht einfach vorausgesetzt werden. Ein grundsätzliches Infragestellen der Meßbarkeit einer Handschrift scheint deswegen auch ein Ausweichen vor Untersuchungen zur Objektivität der Schriftfassung zu implizieren.

2.3.2 Wahrnehmung, Sprache, Interpretation

Von graphologischer Seite wird nicht nur die Meßbarkeit der Schrift in Frage gestellt, sondern zum Teil auch die Möglichkeit, sie in einer Sprache zu beschreiben, so daß das für die Deutung Wesentliche darin erfaßt ist. Dieser Gesichtspunkt muß näher untersucht werden, da Erkenntnis untrennbar an Sprache gebunden ist (A 1.1.3, A 3.1.2, B 2.1.1).

Knobloch schlägt ein begriffloses Ansehen als Erkenntnisweg vor. Ein Graphologe "muß beim Betrachten des Gebildes, dessen Charakter er kennenlernen möchte, zunächst einmal seinen Verstand zum Schweigen bringen, muß nichts beobachten wollen, muß sich dem Eindruck möglichst passiv anheimgeben." (Knobloch 1971, S. 28). Er muß sich eine Schrift immer wieder ansehen, so daß sich der Eindruck verstärkt, bis dann plötzlich ein Verständnis aufgeht. (Knobloch 1971 S. 31 ff)

Hier wird ganz gezielt eine Offenheit für Erfahrungen gefordert, die nicht durch Begriffe, eine Sprache oder irgendwelche Gedanken geleitet sondern gleichsam voraussetzungslos gemacht werden. Die Möglichkeit solcher Erfahrungen haben wir aufgezeigt (A 2.2.2, A 2.2.3), sie können jedoch nicht Erkenntnis begründen. Denn ohne Sprache ist weder Verständigung noch Selbstverständigung möglich.

So weiß auch Knobloch (1971 S. 35 ff), daß das frei sich selbst überlassene natürliche Geschehen von sich aus zu keiner Ordnung fähig ist, "es gehe früher oder später in chaotische Zustände über. Und so wird auch tatsächlich von vielen das Informationsangebot der Handschrift als chaotisch erlebt" (Knobloch 1971 S. 35). Dies darf wohl als ein Zustand interpretiert werden, in dem nach Begriffen gesucht wird, diese aber nicht gefunden werden. Denn Sprache ist ja nicht nur Vermittlungsinstanz, vielmehr ist Denken selbst sprachabhängig (A 1.1.2), von einem Gedanken kann eigentlich nicht vor der Möglichkeit seiner Artikulation gesprochen werden. (A 2.2.3)

So ist davon auszugehen, daß eine Erfahrung durch ihre Artikulation nicht nur an andere mitteilbar wird. Wichtiger ist vielmehr, daß sie für den Erfahrenden selbst aus einem Sinnkontext heraus interpretiert werden kann, Sprache also die Funktion der Selbstverständigung hat. Daß plötzlich etwas verstanden wird, was man vorher nur auf sich wirken lassen hat, wird deshalb bedeuten, daß man einen Begriff für ein Phänomen gefunden hat, das Wahrgenommenen also nicht mehr chaotisch sondern sinnvoll und strukturiert erlebt wird.

Zumeist werden Erfahrungen jedoch nicht voraussetzungslos gemacht, sondern von vornherein von Begriffen geleitet, so daß man erst garnicht mit einer als chaotisch erlebten Wirklichkeit konfrontiert wird. Dies ist sehr sinnvoll, weil Sprache auch Erfahrungen ermöglicht, die sonst vielleicht garnicht gemacht werden würden. (vergl. A 1.3.3) Gemäß der Dialektik von Erfahrung und Sprache (A 3.1.4) basiert Sprache nicht nur auf Erfahrungen, sondern sie ermöglicht diese auch, und das Lernen einer neuen Sprache führt auch zur Neuwahrnehmung der Wirklichkeit.

Auch in der Schriftpsychologie sind differenzierte Systeme zur Beschreibung der Handschrift entwickelt worden, die die Wahrnehmung und Analyse der Schrift leiten sollen und es auch können. Ein 'Ansehen als Erkenntnisweg' im Sinne Knoblochs scheint deswegen wenig produktiv, da sich hier die Aufmerksamkeit auf willkürlich herausgegriffene Schriftmerkmale richten wird, und die Schrift nicht anhand eines Begriffssystems umfassend und systematisch analysiert werden kann.

In Auseinandersetzung mit Knobloch wurde der Sinn einer sprachlichen Beschreibung der Handschrift zum Zwecke der Wahrnehmungsschulung aufgezeigt. In eine etwas andere Richtung bezüglich des Sprachproblems bei der Schrifterfassung argumentiert Wittlich. " Der Gesamteindruck einer Handschrift kann nicht begrifflich gefaßt werden, sondern nur durch eine Annutung erlebt und dann gedeutet werden ".(Wittlich 1974 S. 294)

Wittlich bezieht seine Aussage über die Unmöglichkeit einer begrifflichen Erfassung auf den Gesamteindruck der Handschrift. Ein zentraler Eindruckscharaktere, wie z.B. des Bewegungsrhythmus, der u.a. als federnd oder starr, schwingend oder schlaff, glatt oder gestört eingeschätzt werden kann, sind auch bei ihm sprachlich ausdrückbar, nicht jedoch der Gesamteindruck. Dies kann so interpretiert werden, daß auch die Handschrift immer nur aus einer bestimmten, sprachlich vermittelten Perspektive zum Gegenstand der Erkenntnis werden kann, niemals jedoch als ganze (vergl. A 3) .

Nun meint er jedoch, daß gerade dieser Gesamteindruck wichtig für die Deutung der Handschrift ist. Er kritisiert als eine grundsätzliche und unüberwindbare Schwierigkeit der Graphometrie, daß es kein Einzelmerkmal gibt, "dem unter allen Umständen eine bestimmte Bedeutung für eine Charakteranlage beizumessen wäre, und es kann niemals aus dem Fehlen einzelner Merkmale

auf das Fehlen von Charaktereigenschaften geschlossen werden. Es gibt auch keine feststehende Merkmalskombination, kein Syndrom, aus dem allein schon auf eine Anlage geschlossen werden könnte, sondern man muß jedesmal auch das Gewicht der Gegenmerkmale abschätzen. " (Wittlich 1971, S. 17) Für die Bewertung eines Merkmals "sind keine allgemeingültigen Regeln zu geben, sondern das ist aus dem Gesamtbild der Handschrift zu sehen, aus der Anmutungsqualität zu folgern " (Wittlich 1971 S. 17), welche nach Wittlich eben gerade nicht sprachlich gefaßt werden kann.

Es kann nicht davon ausgegangen werden, daß die Schrift als Ganze zum Gegenstand der Erkenntnis werden kann (A 3). Dennoch spricht Wittlich einen wesentlichen Punkt an, nämlich daß ein noch so detailliertes Merkmalsprotokoll, in dem Eindruckscharaktere, Grundeigenschaften und Einzeleigentümlichkeiten erfaßt sind, ev. nicht ausreicht, um ein Gutachten über die Persönlichkeit des Schreibers zu erstellen. Hierzu ist vielmehr noch die Originalschrift nötig. Nur anhand dieser können die verschiedensten Aspekte abgewägt werden, was ein differenzierter Vorgang ist. Die mit einer sprachlichen Beschreibung gegebenen Raster sind zu grob, um qualitative Feinheiten genügend berücksichtigen zu können, was für einen solchen Prozeß der Urteilsbildung notwendig wäre. In allen bisherigen Beschreibungsversuchen wäre dann das Wesentliche noch nicht erfaßt, vielmehr geht ein vorsprachlicher Eindruck in die Deutung der Handschrift ein.

Hier ist die graphometrische Forderung zu problematisieren, daß eine vollständige und richtige Schriftbeschreibung notwendige Voraussetzung für die Gutachtenerstellung ist. Dies scheint nämlich zugleich die Voraussetzung zu implizieren, daß eine solche Schriftbeschreibung die Originalschrift ersetzt werden kann. Nicht die Schrift selbst liefert dann die Grundlage für ihre Deutung, sondern ihre Beschreibung.

Die Notwendigkeit einer Schriftbeschreibung zum Zweck der Verständigung über eine Schrift (B 2.1, B2.2) und zum Zweck der Wahrnehmungsschulung haben wir aufgezeigt. Dennoch scheint die Deutung einer Schrift nicht ihre vollständige Erfassung in einer Sprache vorauszusetzen, die Interpretation ist vielmehr etwas anderes als ihre sprachliche Beschreibung oder Untersuchungen zur Objektivität in der sprachlichen Beschreibung der Schrift. Da ein Gegenstand nur in einer Sprache zum Gegenstand der Erkenntnis werden kann, ist eine Differenzierung zwischen der Handschrift als Gegenstand der Erkenntnis und ihrer Deutung als Gegenstand der Erkenntnis möglich. Eine Handschrift kann deswegen unter dem Zweck ihrer sprachlichen Erfassung oder unter dem Zweck ihrer Interpretation zum Gegenstand der Erkenntnis werden, wobei letzteres nicht den erstgenannten Zweck voraussetzt, die intersubjektive Übereinstimmung in der Interpretation dann jedoch wiederum geprüft werden muß.

Das von Wittlich angesprochene Problem der Unmöglichkeit der sprachlichen Erfassung des Gesamteindrucks der Schrift, der jedoch für die Interpretation wichtig ist, soll also nicht durch den Versuch gelöst werden, ihn doch in irgend-einer Sprache zum Gegenstand der Erkenntnis zu machen, vielmehr soll gleich auf eine Ebene der Interpretation übergegangen werden - nicht nur bei Eindruckscharakteren (B 2.1.3.1), sondern auch bei der Bewertung andere Schriftmerkmale. Eine Schriftbeschreibung ist zwar zum Zwecke der Wahrnehmungsschulung auch für eine Interpretation sinnvoll, und wenn die Schrift selbst zum Gegenstand der Erkenntnis werden soll notwendig, sie ist jedoch ebensowenig unumgängliche Voraussetzung für die Interpretation der Schrift, wie die grammatikalische Analyse eines Textes für die Interpretation seines Sinnes oder die vollständige Beschreibung eines Kaffeearomas für die Bewertung seines Geschmacks. (vergl. A 2.2.3)

2.3.3 Zusammenfassung

Wenn die Handschrift zum Gegenstand der Erkenntnis werden soll, ist ihre sprachliche Beschreibung notwendig und eine Prüfung ihrer objektiven Erfäßbarkeit kann den Geltungsanspruch von Aussagen über die erfaßten Handschriftsvariablen begründen.

Schriftbeschreibung ist sinnvolle aber keine unumgängliche Voraussetzung für die Interpretation der Schrift. Die Urteilsbildung ist ein komplizierter Prozeß, so daß es sein kann, daß wesentliche Aspekte zwar in die Interpretation eingehen, jedoch durch kein Beschreibungssystem erfaßt werden. Eine Prüfung der intersubjektiven Übereinstimmung kann auch erst auf der Ebene der Interpretation einsetzen, die schon ge-deutete Schrift ist dann Gegenstand der Erkenntnis.

3. Persönlichkeitsbeschreibung

Sprachprobleme in Graphologie und Graphometrie bei der Persönlichkeitsbeschreibung können nach Eindeutigkeit der Sprache im Sinne einer intersubjektiven Übereinstimmung in den Urteilen sowie der Informationsschärfe und nach dem Zweck der Sprache hin untersucht werden, was jeweils bei der Darstellung der Persönlichkeitsbeschreibung in Graphologie (B 3.1) und Graphometrie (B 3.2) erfolgen soll. In der anschließenden Gegenüberstellung sollen wieder die wesentlichen Gesichtspunkte der wechselseitigen Kritik analysiert werden. (B 3.3)

Persönlichkeitsbeschreibung in der Graphologie beginnt mit der Auswahl von Deutungsworten für die Schrift eines Schreibers, so daß danach gefragt werden kann, ob verschiedene Beurteiler dieselben Worte bezüglich dieser Schrift aber auch bezüglich der Beschreibung der Persönlichkeit des Schreibers wählen würden. Solche Deutungsworte bilden dann die Grundlage für die Gutachtenerstellung. (B 3.1)

Der Graphometrie geht es um eine Prüfung, ob bestimmte Persönlichkeitseigenschaften mit Handschriftenvariablen zusammenhängen. Die für diesen Zweck herangezogenen Persönlichkeitsmerkmale sollten nach graphometrischer Auffassung möglichst eindeutig sein. Da graphometrische Persönlichkeitsbeschreibung nicht der Gutachtenerstellung sondern der Prüfung eines Zusammenhangs dient, sind durch dieses erkenntnisleitende Interesse klare Grenzen gezogen. (B 3.2)

Die Graphometrie kritisiert an graphologischer Persönlichkeitsbeschreibung einmal ihren mangelnden empirischen Bezug, zum anderen daß die Gutachten so allgemein formuliert sind, daß sich sehr viele Menschen darin wiedererkennen können, der Informationsgehalt solcher Gutachten also sehr gering ist. Von graphologischer Seite wurde eine Kritik nicht klar formuliert, als ihr Kernpunkt darf jedoch die ungenügende praktische Relevanz graphometrischer Persönlichkeitsbeschreibung für die Gutachtenerstellung angenommen werden.

3.1 Graphologische Persönlichkeitsbeschreibung

3.1.1 Auswahl von Deutungsworten

Deutungsworte als Basis der Persönlichkeitsbeschreibung in der Graphologie können nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppiert werden. Schon hierbei ist ein Zweck leitend (B 3.1.1.1). Ob man anhand solcher Deutungsworte bei der Beurteilung einer Schrift und eines Menschen übereinstimmt, d.h. ob man sich in einer gemeinsamen Sprache über den aus der durch die Sprache bestimmten Perspektive gegebenen Gegenstand verständigen kann (A 3.2), darf nicht einfach unterstellt werden, sondern muß geprüft werden. Die besondere Struktur der Deutungsworte legt dabei auch eine entsprechende Prüfung nahe. (B 3.1.1.2)

3.1.1.1 Gruppierung von Deutungsworten

Während nach Michon einem graphischen Zeichen eine feste Bedeutung zukommt, geht die Graphologie seit Klages von der Mehrdeutigkeit von Schriftmerkmalen aus. Denn nach Klages besteht keine feste Beziehung zwischen einer Persönlichkeitseigenschaft und einem Schriftmerkmal, da letzteres durch verschiedene Antriebe bedingt sein kann. So ist es z.B. wichtig, erworbene Schriftzüge nicht als Persönlichkeitsausdruck zu deuten, vielmehr ist hier eine Differenzierung nach Ausdrucks- und Darstellungsprinzip notwendig (vergl. Klages 1974 S. 177ff). Die Mehrdeutigkeit ergibt sich aber auch aus zwar in Beziehung stehenden aber doch verschiedenartigen seelischen Regungen, die zum Zustandekommen des Schriftmerkmals geführt haben. So ist z.B. die Größe nach Klages Ausdruck des Pathos, was jedoch nach Gefühl, Wille und Selbstgefühl differenziert werden kann. (vergl. Klages 1974 S. 74ff)

Neben dieser Mehrdeutigkeit sind nach Klages auch alle Schriftmerkmale doppeldeutig, da sie aufgrund der Stärke eines Antriebes oder aufgrund der Schwäche der entsprechenden Hemmkraft entstanden sein können, die Ursache also entweder das Dasein der Kraft eines Triebes oder die Abwesenheit der Gegenkraft sein kann. Ersteres ist nach Klages Ausdruck der Lebensfülle, letzteres ein Zeichen von Lebensarmut, demzufolge müssen Schriftmerkmale entweder positiv oder negativ gedeutet werden. (vergl. Klages 1974 S. 29ff) Die Deutungsworte werden bei Klages demzufolge jeweils nach positiven und negativen unterteilt.

Der entscheidende Maßstab anhand dessen über positive oder negative Wertung entschieden werden soll, ist das Formniveau. (Klages 1974, S. 36ff). Dies hat jedoch nicht nur zwei, sondern fünf Stufen, so daß keine eindeutige Zuordnung zwischen Formniveaustufe und entweder positiven oder negativen Merkmalsbe-deutungen möglich ist. (vergl. 3.1.1.2) Dennoch wird durch die Unterscheidung von positiven und negativen Eigenschaften von Anfang an eine wertende Persönlichkeitsbeschreibung nahe gelegt. Da man sich auch über Normen verständigen muß (A 1.4), soll deshalb danach gefragt werden, was für eine Funktion solch eine Gruppierung von Deutungsworten nach positiven und negativen Ei-genschaften hat.

Um das Problem zu veranschaulichen sollen einige Deutungsworte aufgezählt werden, die sich in den Minus-Spalten der Tabellen von Klages (1974) finden, und die auch Avé-Lallemant (1980 , S. 402) in ihrer Kritik an Klages zusammenstellt. Diese Auf-zählung dient lediglich zur Veranschaulichung, es soll dabei werden angenommen werden, daß sich solche Eigenschaften aus der Handschrift diagnostizieren lassen, noch daß durch solche Be-griffe eine sinnvolle Persönlichkeitsbeschreibung geleistet wer-den kann: Wankelmut, Verführbarkeit, Launenhaftigkeit, Leicht-sinn, Gewissenlosigkeit, Hochmut, Größenwahn, Oberflächlich-keit, Rechthaberei, Stritsucht, Berechnung, Mißgunst, Bosheit, Habsucht, Neid, Arroganz u.a.

Auch nach Pfanne (1961, S. 416 ff) kommt man bei der Persönlichkeitsbeschreibung nicht ganz ohne Wertung aus, da jedes Urteil auch mehr oder weniger ein Werturteil ist. Die entscheidende Frage der Wertung ist bei ihm jedoch, wofür ein Mensch seine Potenzen einsetzt. So " hat jedes Gutachten stets einen irgendwie gearteten Beratungszweck oder sollte ihn zumindest haben. Alles, was der Graphologe über die Psyche eines Schreibers auszusagen weiß muß er in Beziehung setzen zu bestimmten Aufgaben oder Fragen. Das Gutachten soll den psychischen Zustand des Schreibers nicht aufzählend schildern, sondern ihn in seinen Zusammenhängen verständlich machen, Wege zur Veränderung, zur Arbeit an sich selbst weisen bzw. Umfang und Grenzen der psychischen Möglichkeiten bestimmen. Das alles ist garnicht ohne Wertung möglich." (Pfanne 1961 S. 419)

Hier wird die Funktion der Wertung in einem ganz anderen Sinne verstanden als bei Klages. Während es Klages um ein Feststellen von negativen Charaktereigenschaften geht, sollen bei Pfanne Urteile, die notwendig auch Wertungen enthalten, dazu dienen, unter Berücksichtigung realer Grenzen eines Menschen Möglichkeiten der Veränderung aufzuzeigen. Einem solchen Wertungsbe-griff würde ein emanzipatorisches Erkenntnisinteresse entsprechen (vergl. A 1.4.2, A 1.4.5), es geht um Selbstverständigung und Veränderung auf der Grundlage von Erkenntnis über Zusammenhänge.

Eine Gruppierung von Deutungsworten nach positiven und negativen Eigenschaften und deren Wahl auf der Grundlage der Formniveaubestimmung scheint aber gerade solch eine emanzipatorische Funktion eines graphologischen Urteils zu verhindern. Denn, etwas überspitzt formuliert, geht es bei Klages um eine Unterscheidung von 'guten und schlechten Menschen', nicht aber um die Herausarbeitung der Stärken und der Schwächen eines bestimmten Menschen.

Werden Deutungsworte dagegen nach Typen wie bei Pfanne (1961) zusammengestellt, so ist es möglich, daß ein Schriftmerkmal zugleich positiv und negativ gedeutet werden kann, so z.B. eine pallidäre Größe als Antriebslebhaftigkeit und Tatendrang, aber auch als Unbesonnenheit und Überschwenglichkeit. Noch deutlicher wird dieser Gesichtspunkt bei Müller - Enskat (1961), die für jedes Merkmal zugleich positive und negative Deutungen geben, so für Größe als Bewegungsausdruck Leidenschaftlichkeit und Maßlosigkeit (Müller -Enskat 1961 S. 274), Eigenschaften die sich ja nicht ausschließen, sondern die als Antriebe sowohl Stärke als auch Schwäche sein können, was sich wohl letzten Endes nur in einer konkreten Situation, bei einer Aufgabe, im Kontakt mit anderen erweisen kann.

Schon bei der Gruppierung von Deutungsworten ist deshalb ein Zweck leitend, der Normen enthält und über den man sich verständigen muß. Es wird von vornherein der Aspekt bestimmt, unter dem die Persönlichkeit eines Menschen betrachtet werden soll.

3.1.1.2 Struktur der Deutungsworte

Die Prinzipien, die die Auswahl der Deutungsworte leiten sollen, sind nicht nur bei verschiedenen Autoren unterschiedlich, sie sind außerdem auch bei einem Autor niemals eindeutig, so daß angenommen werden könnte, daß Graphologen, die nach diesen Prinzipien arbeiten, in der Auswahl ihrer Worte übereinstimmen würden. Bei Klages sind neben dem Formniveau noch eine Reihe anderer Aspekte zu berücksichtigen (vergl. die Zusammenstellung bei Müller-Enskat 1961 S. 122). Müller-Enskat empfehlen ein charakterologisches Denken (1961, S. 142 ff), auch Pfanne betont, daß seine Tabellen niemals schematisch angewendet werden dürfen, sondern auch ausdruckskundliches Wissen für die Auswahl von Deutungsworten notwendig ist. (Pfanne 1961 S. 265ff) Es darf deshalb nicht einfach unterstellt werden, daß man sich in derselben Sprache über denselben Gegenstand verständigt (A 3), vielmehr ist zu prüfen, ob man in der Auswahl von Deutungsworten übereinstimmt - unabhängig davon, ob solche Eigenschaften dann auch für einen bestimmten Menschen zutreffen würden. Da man sich auch über ev. Methoden verständigen muß (A 1), soll die Struktur der Deutungsworte näher untersucht werden.

Müller - Enskat (1961 S. 274) nennen z.B. für Kleinheit als Bewegungsausdruck die Deutungsworte: Mäßigung, Angst, Sammlung, Konzentration, Aufmerksamkeit, Überlegung, Besonnenheit, Bedachtsamkeit, Vorsicht, Unentschlossenheit, herabgesetztes Lebensgefühl, Unlust, Bedrücktheit, Hemmung.

Dies sind zunächst einmal klassifikatorische Begriffe (A 4.1), welche jedoch als Alltagsbegriffe nicht die Forderungen an wissenschaftliche Begriffsformen erfüllen, da keine klaren Abgrenzungen möglich sind. Die Begriffe scheinen auch einen sehr geringen Informationsgehalt zu haben, man könnte fragen, ob sie nicht zu weit sind, um überhaupt etwas aussagen zu können. Denn kann man davon ausgehen, daß es einen Menschen ganz ohne Angst gibt, einen, der ausschließlich vernünftig und besonnen handelt, jemanden, dem jede Lebensfreude fehlt oder einen, der sich niemals gehemmt fühlt ? Es mag Ausnahmen geben, im allgemeinen ist jedoch davon auszugehen, daß jeder irgendwann einmal Angst hat etc. Was kann es dann aber bedeuten, wenn einer Handschrift und damit einem Menschen das Deutungs-
wort Angst zugeordnet wird ?

Man könnte auch davon ausgehen, daß solche Begriffe nur aus dem Kontext einer konkreten Lebenssituation heraus verständlich sind. Dann hätte man z.B. Angst, wenn irgendein Unglück geschieht, kann sich vielleicht morgens am besten konzentrieren oder bei bestimmten Aufgaben, handelt bei Geschäftsabschlüssen besonnen. Würde man Deutungsworte in dieser Weise verstehen wollen, hätte das jedoch wenig mit der Persönlichkeit eines Schreibers zu tun, da es hier um den Handlungskontext geht, nicht aber um überdauernde und charakteristische Persönlichkeitszüge.

Gerade diese sollen jedoch in einer graphologischen Analyse erfaßt werden. Wenn man demzufolge das Deutungswort Angst auswählt, so heißt daß es sich bei dem Schreiber um einen besonders ängstlichen Menschen handeln soll. In seiner ganzen Lebensgestaltung wäre ein solcher Mensch dann besonders ängstlich, Angst wäre ein hervorstechender Persönlichkeitszug.

Interpretiert man Deutungsworte in dieser Weise, hätte es jedoch wenig Sinn, das Ausmaß der Angst bei verschiedenen Menschen zu vergleichen oder gar nach Graden der Ängstlichkeit fragen zu wollen (vergl. A 4.1). Denn bei vielen mag dies einfach kein Thema sein, weil sie weder besonders ängstlich noch mutig sind, es trifft nicht den Kern. Es kann genauso uninteressant sein wie die Frage, ob man einen Verwandten schon längere Zeit nicht mehr gesehen hat, obwohl das in Einzelfällen gerade die entscheidende sein könnte.

Der Informationsgehalt von Deutungsworten liegt dann aber weder im Vergleich noch in der Zuordnung zu Klassen, vielmehr wird das jeweils Wesentliche herausgearbeitet. Dann wäre aber eine Prüfung, ob man sich in dergleichen Sprache über den mit der Sprache angesprochenen Gegenstand verständigt, nicht mehr mit Methoden sinnvoll, mit denen entweder gefragt wird, ob eine Eigenschaft vorhanden ist oder nicht, oder die Ausprägungsgrade von Eigenschaften vergleicht.

Es wäre vielmehr sinnvoll, zu fragen, ob verschiedene Beurteiler eine Schrift und eine Person mit denselben Begriffen charakterisieren würden. Um die Möglichkeit einer intersubjektiven Übereinstimmung in den Urteilen zu verbessern, wäre eine genauere Bestimmung der Begriffe ev. durch Beispiele in der Art, wie Tausch/Tausch(1977) ihre globalen Persönlichkeitseigenschaften näher bestimmen sicher sinnvoll. (vergl. auch B 2.1.3.1)

Den Versuch einer Bewährungskontrolle der Graphologie auf einer solchen Grundlage hat Rasch (1957) unternommen. Er setzt sich mit dem Problem der eindeutigen Verstehbarkeit charakterologischer Aussagen auseinander und versucht eine begrenzte Anzahl von Eigenschaftsbegriffen genauer zu fassen. (Rasch 1957 S. 19ff) Um eine einheitliche Verstehensbasis zu schaffen, hat er einen Fragebogen als Grundlage des Vergleichs von Beurteilungen entwickelt (Rasch 1957, S. 94 f). Auch Schneevoigt geht in seiner Untersuchung von einem ähnlich differenzierten Zuordnungsverfahren zwischen Intelligenz und Handschrift aus, wobei er sich mit Vor- und Nachteilen dieser Methode auseinandersetzt (Schneevoigt 1968 S. 51 ff) und auch auf definitorische Probleme hinweist (Schneevoigt 1986, S. 32 ff).

3.1.2 Das Gutachten

3.1.2.1 Entstehung des Gutachtens

Schon die Deutungsworte werden bei Müller- Enskat nicht einfach aneinandergereiht, sondern in einen argumentativen Zusammenhang gestellt . (vergl. die Beispiele S. 144ff, Müller- Enskat 1961). Sie empfehlen auch, bei der Auswahl von Deutungsworten nicht einfach von oben bei der Merkmalskurve anzufangen, sondern bei den ausgeprägtesten und einseitigsten Merkmalsgruppen und innerhalb dieser Gruppen auch wiederum mit den ausgeprägtesten Merkmalen, so daß eine Art Dominantenverfahren leitend ist. Schon hierbei wird ein charakterologisches Denken gefordert, bei dem es vor allem darauf ankommt, den Gesamtzusammenhang zu berücksichtigen, bei allen einzelnen Befunden das bisher schon Herausgearbeitete heranzuziehen. (Müller-Enskat 1961, S. 143) So wäre z.B. Direktheit bei Zaghaftheit und Scheu, verdrängte Sinnlichkeit bei einer triebsschwachen Gesamtstruktur und eine realistisch-trockene Nüchternheit bei emotionaler Empfindsamkeit und Feinfühligkeit auszuschließen. (Müller-Enskat 1961 S. 147)

Wie einzelne Deutungsworte in einen sinnvollen Zusammenhang gebracht werden können bleibt bei Müller-Enskat nicht allein der persönlichen Intuition überlassen, vielmehr entwickeln sie ein Persönlichkeitsmodell, das bei der Gutachtenerstellung leitend sein soll. Sie beziehen sich dabei vor allem auf Lersch, Rothacker und Klages, da es ihnen vor allem um ein Persönlichkeitsmodell geht, mit dem eine möglichst individuelle Beschreibung eines Menschen möglich ist (Müller-Enskat 1961 S. 178, S. 235).

Ein angemessenes Persönlichkeitsmodell als Grundlage für die Erstellung graphologischer Gutachten ist nach Müller-Enskat (1961 S. 175ff) ein Schichtenmodell, das sowohl statische als auch dynamische Aspekte und sowohl den individuellen und relativ stabilen Aufbau einer Person als auch ihre Entwicklung in Auseinandersetzung mit der Umwelt berücksichtigt. Drei Schichten der Person lassen sich unterscheiden, nämlich vitale, seelische und personale Kräfte, die jeweils eine rezeptive und eine aktive Komponente enthalten, wobei alle Kräfte in einem dynamischen Wechselverhältnis stehen. Bei den vitalen Kräften lassen sich Empfinden und Antriebsintensität, bei den seelischen Innwerden und Ausdrucksdrang, bei den personalen Denken und Wollen unterscheiden.

Bei Müller-Enskat ist eine formulierte Persönlichkeitstheorie Leitlinie für die Gutachtenerstellung, auf einer ganz anderen Grundlage soll bei Klages das Gutachten entstehen. Er beruft sich auf ein Alltagsverständnis und die Kunst, ein Charakterbild zu entwerfen, die Eigenschaftsbegriffe selbst hätten noch wenig mit dem Gesamtbild zu tun, ein Mensch muß vielmehr in einer mehr erzählenden Form beschrieben werden. (Klages 1974, S. 225). Da eine solche Beschreibung sehr schwierig ist, nennt er einige wichtige Gruppierungsregeln als Leitlinie für die Gutachtenerstellung, wobei die Entscheidung für eine Art des Gutachtenaufbaus sich am individuellen Fall zu orientieren hat.

Die wichtigsten Gruppierungsregeln sind bei Klages (1974 S. 227ff) Vorzüge und Mängel; der Aufbau eines Charakters nach dominierenden und weniger wichtigen Zügen, er spricht von typischen Charakteren, wenn ein Grundzug einen Charakter nahezu beherrscht; Schichtung von innen nach außen, wobei er in Trieben einen Kernpunkt der Person sieht, Eigenschaften des Auftretens und Betragens dagegen der äußeren Schicht angehören; Zwiespältigkeit, wenn widersprüchliche Antriebe das entscheidende Kennzeichen einer Persönlichkeit sind; als eine besondere Zwiespältigkeit nennt er den Gegensatz von 'Herz' und 'Kopf', von Verstand und Geist; eine andere Zwiespältigkeit würde in einer Mischung von gegengeschlechtlichen Charakterzügen liegen; als einen letzten Gruppierungsgesichtspunkt nennt er eine Unstimmigkeit von 'Schein' und 'Sein', eine Charakterbeschreibung unter der Frage, ob ein Mensch in seinem Verhalten echt ist oder ob er in erster Linie auf die Wirkung seines Verhaltens auf andere Menschen bedacht ist. Nach Klages sind Schilderungen nach dieser letzten Gruppierungsregel "sicher die lohnendsten und bestechendsten (denn sie, d. Verf.) dringen vor zur Schilderung des schon anderen Gesichts, das er im vertrauten Umgang enthüllt, zeigen den 'harmlosen Freund' vielleicht als verschlagenen Geschäftsmann, um endlich mit der Bezeichnung der ihn innerlichst bestimmenden Triebfedern eine Art dramatischer Entlarvung zu bieten" (Klages 1974, S. 230).

Mag ein Ansatz, der Persönlichkeitsbeschreibung als Kunst begreift, wobei die Art der Darstellung sich jeweils an den Hauptcharakteristika eines Menschen orientiert, sinnvoll sein, so zeigt die letzte Äußerung doch ganz klar die Problematik eines solchen Menschenbildes. (vergl. Avé-Lallemant 1980, aber auch B 3.1.1.1). Ähnlich kritisch zu betrachten sind bei der Gutachtenerstellung leitende Persönlichkeitstheorien, die von einem Begriff von Persönlichkeit als Wert an sich ausgehen, vom 'idealalen Wertcharakter' der Persönlichkeit, oder vom "Anziehenden der echten Persönlichkeit" (Wieser 1978, S. 63) reden, da hiermit zugleich eine Abwertung solcher Menschen verbunden ist, die den Idealvorstellungen nicht entsprechen.

Bisher sind zwei verschiedene Ansätze, die eine Leitlinie für die Gutachtenerstellung abgeben sollen, vorgestellt worden: einerseits eine Persönlichkeitsbeschreibung, die an allgemeinen psychologischen Persönlichkeitstheorien orientiert ist, andererseits die Erstellung eines Charakterbildes auf Grundlage eines stark bewertenden Menschenbildes. Ein dritter wichtiger Ansatz ist die Orientierung an tiefenpsychologischen Modellen. Hier wären Teillard (1952), die sich in erster Linie auf C.G. Jung bezieht, Sylvus (1932), der sich an Adler orientiert, und Wittlich u.a. (1968), die von Neurosestrukturen ausgehen und sich dabei weitgehend auf H. Schultz-Hencke und A. Dührssen stützen.

Gutachten, die auf solch unterschiedlichen Persönlichkeitsmodellen beruhen, sind natürlich nicht miteinander vergleichbar. Solche Theorien müssen formuliert sein, da sonst ein völlig unkontrollierbarer Faktor eingeht. Schon die Deutungsworte sind nicht unabhängig von solchen Menschenbildern, so sind sie entweder schon stark wertend oder es gehen schon psychologische oder tiefenpsychologische Fachbegriffe ein. So ist sicher nicht davon auszugehen, daß die sinnvolle Zusammenfassung von Befunden nichts mehr mit Graphologie zu tun hat (vergl. Pfanne 1961 S. 478), vielmehr ist es notwendig, die theoretischen Voraussetzungen, die sowohl in den Deutungsworten enthalten sind als auch die Auswahl von Befunden und die Erstellung eines Gutachtens leiten, zu artikulieren und zu reflektieren.

3.1.2.2 Zweck des Gutachtens

Auf der Grundlage einer individuellen Beschreibung eines Menschen soll ein Gutachten eine beratende Funktion haben. Dazu ist es erst einmal notwendig, daß es in einer Sprache verfaßt ist, die der Auftraggeber versteht. Die Beschreibung hat demzufolge anders auszusehen, wenn z.B. ein Personalchef, ein Psychologe oder jemand, der bei bestimmten persönlichen Problemen Rat sucht, ein Gutachten erbittet. Fachbegriffe müssen mehr oder weniger erläutert werden, das Gutachten kann anschaulicher oder abstrakter sein.

Eine beratende Funktion hat das Gutachten vor allem in zwei Bereichen, nämlich bei der Auswahl von Bewerbern für eine Arbeitsstelle und bei persönlichen Problemen, bei letzterem sollte es vor allem die Funktion der Selbstverständigung haben. Es werden jeweils Stärken und Schwächen in Bezug auf die Fragestellung hervorgehoben. Um diese Aufgaben angemessen erfüllen zu können, muß auf unterschiedliche Persönlichkeitstheorien zurückgegriffen werden, und wenn es um Selbstverständigung geht ist sicher ein tiefenpsychologischer Ansatz am geeignetsten (vergl. A 1.4.5), da hier psychische Zusammenhänge am deutlichsten aufgezeigt werden.

3.1.2.3 Eindeutigkeit des Gutachtens

Die vieldiskutierten Untersuchungen von Krüger und Zietz (vergl. Hönel 1949, Zrzavy-Moucka 1955, Rasch 1957) zeigen, das Gutachten so vage und verschwommen formuliert sein können, so daß sich verschiedenste Menschen darin wiederzuerkennen glauben. In einem ersten Versuch legten Krüger und Zietz 39 Versuchspersonen ein konstruiertes Einheitsgutachten vor mit der Angabe, es handele sich jeweils um Individualgutachten. Sämtliche Versuchspersonen erkannten das Gutachten als zutreffend an. Da dieses Gutachten konstruiert war, und deshalb dieses Ergebnis auf eine besonders geschickte Abfassung und Formulierung zurückgeführt werden könnte, wurden für einen zweiten Versuch Mustergutachten von Klages verwandt. Auch hier haben 12 von 15 Versuchspersonen das Gutachten als vollkommen richtig anerkannt, die restlichen 3 machten einige Einschränkungen.

Diese Ergebnisse sprechen nicht gegen die Richtigkeit graphologischer Aussagen, aber für ihren äußerst geringen Informationsgehalt. Die Begriffe sind so weit und das entworfenen Persönlichkeitsbild so umfassend, daß sich alle möglichen Menschen darin wiedererkennen können. D.h. der Anspruch der Graphologie, ein individuelles Persönlichkeitsbild zu entwerfen, ist so gerade nicht erfüllt. Das Problem, daß der Informationsgehalt von Deutungsworten nur darin liegen kann, daß eine hervorstechende Persönlichkeitseigenschaft beschrieben wird (B 3.1.1.2), sich jetzt jedoch zeigt, daß Gutachten so formuliert sein können, daß gerade eine individuelle Persönlichkeitsbeschreibung nicht erreicht wird, muß gelöst werden.

Da es der Graphologie darum geht, ein Persönlichkeitsbild zu entwerfen, in dem Zusammenhänge und Strukturen sichtbar werden, und sie nicht nur Eigenschaften aufzählen und aneinanderreihen will, kann der Informationsgehalt von Gutachten nicht einfach durch klarere Definitionen und Abgrenzungen der Eigenschaftsbegriffe bzw. der Deutungsworte erhöht werden. Hier scheint vielmehr ein Arbeiten mit Typologien geeignet, wodurch auch einzelne Begriffe im Kontext eines sinnvollen Zusammenhangs ihre Bedeutung bekommen (vergl. A 4.3). Dann könnte zwar nicht mehr der Anspruch auf ein einzigartiges Gutachten aufrecht erhalten werden, jedoch durch den Kontext wäre eine klarere und eindeutige Beschreibung von Typen möglich, wobei sicher keine Beschränkung auf nur eine einzige Typologie notwendig wäre.

3.2 Graphometrische Persönlichkeitsbeschreibung

3.2.1 Arten von Kriterien

Graphometrische Persönlichkeitsbeschreibung hat von vornherein den Zweck, Kriterien zu gewinnen, anhand deren eine Prüfung erfolgen soll, ob ein Zusammenhang zwischen Handschrift und Persönlichkeit besteht. Wallner (1970, S. 291ff) stellt verschiedene Arten solcher Kriterien zusammen, wobei die Auswahl stets im Hinblick auf die Fragestellung erfolgen sollte. " Auf jeden Fall sollte aber die Erlangung so objektiver und valider Kriterien wie möglich angestrebt werden." (Wallner 1970, S. 291)

Relativ objektiv sind persönliche und klinische Daten wie Alter, Geschlecht, Berufsausbildung, Laboratorienbefunde etc. Bei solchen Daten ist die Möglichkeit einer intersubjektiven Übereinstimmung in den Urteilen sicher sehr hoch. Jedoch dürften sie nach Wallner für Validitätsuntersuchungen nur von begrenztem Wert sein. Es wäre hier daran zu denken, daß die Graphologie solche Daten nicht aus der Schrift herauslesen will, in ihnen vielmehr erforderliche Informationen für die Erstellung eines Persönlichkeitsgutachtens sieht (Müller-Enskat 1961 S. 46). Damit wird nicht behauptet, daß man solche Daten nicht auch mit einiger Sicherheit aus der Schrift heraussehen kann, diese werden nur für die Persönlichkeitsbeschreibung nicht als entscheidend angesehen. So ist

viel wichtiger typisch weibliche Symptome in der Schrift eines Mannes richtig einzuschätzen und zu interpretieren, als darüber zu urteilen, ob die Schrift wahrscheinlich von einem Mann oder einer Frau stammt, denn solche Daten allein haben eine recht periphere Bedeutung.

Daß solche objektiv erfaßbaren Daten wohl wenig für Untersuchungen über einen Zusammenhang von Handschrift und Persönlichkeits geeignet sind, läßt sich auch aus Guilfords (1964) Äußerungen in seiner recht polemischen Kritik an der Graphologie ersehen. Zwar sei das Geschlecht am sichersten zu beurteilen. Aber der " praktische Wert ist natürlich gleich Null, denn das Geschlecht läßt sich bekanntlich leichter anders bestimmen"(Guilford 1964, S. 271). Mögen auch Untersuchungen über die Erkennbarkeit des Geschlechtes in der Handschrift für bestimmte Zwecke sinnvoll sein, man denke etwa an die Schriftexpertise, so ist doch Wallner zuzustimmen, daß für den Zweck der Feststellung eines Zusammenhangs zwischen Handschrift und Persönlichkeit die Verwendung solcher Kriterien nur wenig sinnvoll ist.

Leistungen wie Produktionszahlen, Schulzeugnisse, Verkaufserfolge, ergometrische Ergebnisse , aber auch Leistungen in Intelligenztests sind relativ eindeutig erfaßbar und sollten nach Wallner verwendet werden, wenn immer sich dies anbietet. Dabei weist er darauf hin, daß Leistungen keine absoluten Werte darstellen, sondern von anderen Faktoren wie z.B. Moti-

vation beeinflusst werden. Dennoch würden Leistungen dem Idealkriterium näher kommen als andere Kriterien, denn sie könnten entweder direkt gemessen oder aber recht sicher beurteilt werden, und sie hätten mit der Persönlichkeit zu tun als die vorher genannten objektiven Daten.

Projektive Tests sind nach Wallner für Validitätsuntersuchungen dagegen nicht geeignet, da sie selbst nicht anerkannt sind. In einem Gleichnis begründet Wallner seine Auffassung: es sei "zwar menschlich gesehen recht lobenswert, wenn ein Gebrechlicher den anderen stützt. Viel besser wäre es aber zweifellos für beide, wenn jeder eine eigenen, stabile und verlässliche Stütze fände". (Wallner 1970 S. 292)

Ebenso ist die Verwendung von Fragebögen recht problematisch, wenn diese einen Aufschluß über die Persönlichkeit des Beantworters geben sollen, das Hauptproblem liegt hierbei in der Frage nach der Unverfälschtheit der Antworten. Fragebögen sollten deshalb nur verwendet werden, um die Einsammlung von objektiven Daten systematischer zu gestalten.

Sind auch Eigenbeurteilungen anhand von Fragebögen aufgrund der Subjektivität des Beantworters abzulehnen, so hält Wallner Fremdbeurteilungen für geeigneter, z.B. von Lehrern, Vorgesetzten, Verwandten, Kameraden, Psychologen, Ärzten, Sozialarbeitern. Hierbei sieht er das Hauptproblem in der intersubjektiven Übereinstimmung der Beurteiler.

Als eine letzte Art von Kriterien nennt Wallner subjektive Beurteilungen, das sind entweder Fremdbeurteilungen etwa von Lehrern, Vorgesetzten, Verwandten, Kameraden, Psychologen, Ärzten, Sozialarbeitern oder aber auch Eigenbeurteilungen. Da freie Persönlichkeitsbeschreibungen nicht in einer genügend exakten Weise verglichen werden können, setzen solche subjektiven Beurteilungen den Einsatz von regulierenden Methoden voraus, d.h. es wird hierbei zumeist mit Fragebögen oder Einschätzungsskalen gearbeitet. Im Unterschied zu den vorher genannten Selbstbeurteilungen anhand von Fragebögen sind hierbei jedoch mindestens zwei unabhängige Beurteiler notwendig, die Validität, die Frage ob ein Urteil über Persönlichkeitseigenschaften eines Menschen zutrifft, begründet sich also dadurch, daß verschiedene Menschen in ihrem Urteil übereinstimmen. (vergl. auch A 3.2)

3.2.2 Eindeutigkeit graphometrischer Persönlichkeitsbeschreibung

Nach Wallner sind für Validitätsuntersuchungen zwei Arten von Kriterien geeignet, nämlich erbrachte Leistungen und Einschätzungen von mindestens zwei Beurteilern, diese beiden Möglichkeiten der Erfassung von Persönlichkeitsaspekten wurden neben anderen - so projektiven Verfahren (Lockowandt 1966) - in der praktischen Forschung auch häufig verwendet (vergl. Doubrawa 1978 S. 112ff). Die vorgeschlagenen Kriterien sind jedoch so weit gefaßt, daß eine allgemeine Beurteilung der Eindeutigkeit graphometrischer Persönlichkeitsbeschreibung nicht möglich ist, dies kann sich vielmehr immer nur im konkreten Verfahren zeigen.

So kann ein Fragebogen mehr oder weniger eindeutig formuliert sein. Auf das Sprachproblem deutet die Aussage von Wallner hin, daß die Reliabilität bei subjektiven Beurteilungen, also die intersubjektive Übereinstimmung in den Urteilen, oft recht niedrig ausfällt. (Wallner 1970 S. 293) Er diskutiert dies jedoch nicht als Problem der Sprache wie etwa Rasch (1957, S. 13ff), der auf einer solchen Grundlage dann seinen Fragebogen entwickelt.

Eine erste Ebene, auf der das Problem der eindeutigen Verstehbarkeit von Aussagen auftritt, ist die der Gewinnung der Ausgangsdaten, die dann die objektive Ausgangsbasis für alle weiteren Schritte der Untersuchung abgeben sollen. Es muß etwa die Anweisung verstanden werden, in welcher Weise eine Leistung zu vollbringen ist, was gefordert wird, die Begriffe, anhand deren eine Person eingeschätzt werden soll, müssen richtig erfaßt werden. Bei letzteren tritt leicht das Problem der Kontextlosgelöstheit auf (A 4.3), wenn nicht auf die Funktion reflektiert wird, den einzelne Begriffe oder Fragen im Fragebogen innerhalb eines Sprachspiels, d.h. einer konkreten Lebenssituation mit ihrer Sprache, haben.

Eine zweite Ebene, auf der das Problem der sprachlichen Eindeutigkeit dann auftritt, ist die Weiterverarbeitung dieser Ausgangsdaten, welche in mehr oder weniger determinierter Weise erfolgen kann - etwa die Interpretation von einzelnen Leistungen im Intelligenztest als sprachliche oder rechnerische Intelligenz, als räumliches Vorstellungsvermögen oder Merkfähigkeit -, es kann jedoch auch sein, daß man sich

über eine sinnvolle Weiterverarbeitung der einzelnen Ergebnisse, Einschätzungen oder Antworten erst noch verständigen muß, eine zusammenfassende Interpretation nach angemessenen Gesichtspunkten erst noch erfolgen muß. Auch wenn Zusammenhänge zwischen einzelnen Ergebnissen z.B. aus Persönlichkeitstests auf statistischem Wege ermittelt werden, so müssen auch diese Resultate in einem Argumentationszusammenhang sinnvoll interpretiert werden.

Die graphometrische Forderung nach möglichst eindeutigen und validen Kriterien (B 3.2.1) erweist sich insbesondere in Bezug auf die letztgenannte Art von Kriterien als recht vage. Es sind hier zwei Interpretationen möglich. Übersetzt in das Sprachproblem würde die Forderung lauten: es soll für die Erfassung von Aspekten der Persönlichkeit eine möglichst eindeutige Sprache (Objektivität) unter Berücksichtigung des Erkenntniszwecks (Validität) gefunden werden. Begreift man hier Eindeutigkeit als Selbstzweck, so werden von vornherein bestimmte Möglichkeiten der Persönlichkeitsbeschreibung ausgeschlossen, etwa die subjektive Beurteilung eines Menschen als warm, gefühlsbetont, sensibel im Sinne einer ganzheitlichen Erfassung dieser Qualitäten (vergl. Tausch/Tausch 1977), aber auch eine Persönlichkeitsbeschreibung von projektiven Tests, wie dies Wallner ja fordert. Sieht man jedoch den Zweck darin, ausgehend von Eingetümllichkeiten graphologischer Schrift- und Persönlichkeitsbeschreibung, gerade solche ganzheitlichen Befunde zu erfassen, und im

Hinblick auf diese Erkenntnis eine möglichst klare und den Kontext berücksichtigende Sprache zu finden, so könnte hierdurch ein Berührungspunkt zwischen graphometrischer und graphologischer Persönlichkeitsbeschreibung gewonnen werden.

3.2.3 Der Zweck graphometrischer Persönlichkeitsbeschreibung

Der Zweck graphometrischer Persönlichkeitsbeschreibung ist die Prüfung eines Zusammenhangs zwischen Handschrift und Persönlichkeit, nicht jedoch die Beratung (vergl. B 3.1.2.2). Es ist nicht beabsichtigt, ein individuelles Bild von einem Menschen zu entwerfen, in dem ihm mit einem Verständnis für Zusammenhänge seine Schwächen und Stärken, Möglichkeiten und Grenzen aufgezeigt werden. Die Ergebnisse graphometrischer Persönlichkeitsbeschreibung dienen vielmehr zunächst einmal dem Vergleich, etwa indem sich ein Mensch aufgrund seiner Ergebnisse in Leistungs- oder Intelligenztests mit anderen vergleichen und einordnen kann.

Sicher ist auch auf einer solchen Grundlage eine Beratung möglich, dazu muß jedoch noch ein Prozeß einsetzen, der der graphologischen Persönlichkeitsbeschreibung ähnlich ist. Die Ergebnisse eines Tests müssen z.B. in Bezug auf die beruflichen Vorstellungen des Getesteten interpretiert und abgewogen werden, wobei sicher eine Alltagstheorie leitend

ist. Um eine Beratungsfunktion im Sinne eines explanatorischen Verstehens (A 1.4.5) wahrnehmen zu können, müßte ein Bezug zu tiefenpsychologischen Theorien gefunden werden (vergl. auch B 3.1.2.1), was jedoch weit über die Grenzen graphometrischer Persönlichkeitsbeschreibung hinausgeht, da diese sich in erster Linie auf eine empirische Persönlichkeitspsychologie stützt, welchen keinen Bezug zu tiefenpsychologischen Theorien hat.

3.3 Gegenüberstellung

Graphologische und graphometrische Persönlichkeitsbeschreibung sind grundsätzlich anders, so daß nicht davon ausgegangen werden kann, daß mit der Beschreibung der Erkenntnisgegenstand unter demselben Aspekt angesprochen wird (A 3), auch auf der Ebene der Persönlichkeitsbeschreibung haben Graphologie und Graphometrie einen anderen Erkenntnisgegenstand. Während die Graphologie über die Auswahl von Deutungsworten - welche zwar Eigenschaftsbegriffe sind, die aber keineswegs etwa als Dispositionsprädikate mißverstanden werden dürfen, die vielmehr die Funktion haben, die Aufmerksamkeit auf die wesentlichen Merkmale zu lenken, die die Persönlichkeit eines Menschen am meisten bestimmen, ihn am deutlichsten prägen (B 3.1.1.1) - zu einem individuellen Persönlichkeitsbild gelangen will, das eine Beratungsfunktion erfüllen kann, dient graphometrische Persönlichkeitsbeschreibung, über möglichst objektive und valide Kriterien - welche immer Zusammenfassungen einzelner Testergebnisse bzw. Einschätzungen oder Beantwortungen etc. sind -, einer Überprüfung des von der Graphologie angenommenen Zusammenhangs zwischen Handschrift und Persönlichkeit.

Hier stellt sich natürlich die Frage, was überprüft werden soll, wenn der Gegenstand ein völlig anderer ist. Wenn der Aspekt, unter dem Persönlichkeit zum Gegenstand der Erkenntnis wird, in Graphometrie und Graphologie ein anderer ist, so kann die Graphometrie niemals die Funktion einer Überprüfung graphologischer Aussagen und Annahmen erfüllen.

Der Aussage Doubrawas (1978, S. 58) ist sicher zuzustimmen, daß Graphologie "nicht rein theoretisch-spekulativ, ohne systematische empirische Forschung, aufgebaut werden (kann). Der einzige Weg zu einer wissenschaftlichen Graphologie und zu einer wissenschaftlichen graphologischen Theorie kann also nur der empirische sein." Mit einer solchen Forderung müssen jedoch keine methodischen Vorentscheidungen verbunden werden, vielmehr müssen sich Methoden selbst in einen Argumentationszusammenhang rechtfertigen (A 1). Wenn es um eine Überprüfung graphologischer Annahmen - und damit zugleich auch um eine Erweiterung graphologischen Wissens - geht, so muß an die besondere Art graphologischer Persönlichkeitsbeschreibung - und Schriftbeschreibung (B 2) - angeknüpft werden. Dies ist in zumeist älteren Bewährungskontrollen, die von einer Überprüfung auf der Deutungsebene oder auch ganzheitlichen Zuordnungen ausgehen, versucht worden. (vergl. die Diskussion solcher Arbeiten etwa bei Rasch 1957, Hönel 1949, Zrzavy-Moucka 1955, Schneevoigt 1968, sowie auch die Arbeiten dieser Autoren.)

Hier stellt sich dann sofort ein Sprachproblem, das Problem der eindeutigen Verstehbarkeit und des Informationsgehaltes von Aussagen und Gutachten. Das Gutachten kann so formuliert sein, daß sich sehr viele Menschen darin wiedererkennen können. Zur Lösung dieses Problems wurde eine klarere Bestimmung von Begriffen durch Berücksichtigung des Kontextes (A4.3) sowie ein Arbeiten mit Typologien, welche eine bessere Abgrenzung gewährleisten würden, vorgeschlagen (B 2.1.2.2). Um beide Aufgaben erfüllen zu können, wäre vielleicht eine Anlehnung an die Denkfiguren der Differenzierung, Negation, Konvergenz und Strukturierung (Lockowandt 1973 S. 138ff) möglich, was auch als ein Sprachproblem interpretiert werden kann. So kann der Begriff der Weichheit - ein Begriff, mit dem man sowohl den Eindruck einer Schrift als auch einen Menschen beschreiben kann (B 2.1.3.1) - näher bestimmt werden durch die Begriffe 'ansprechbar', 'empfindungsfähig', 'beeindruckbar', Eigenschaften, die auch leicht zu Beeinflussbarkeit und einer schwankenden Haltung führen, wenn man den Einflüssen ausgeliefert ist und nicht Stellung zu ihnen nehmen kann. Begriffe werden differenziert, so daß dann auch Gegensätze klarer hervortreten können und eine detailliertere Persönlichkeitsbeschreibung anhand solcher Gegensätze möglich wird, die Begriffe können zu neuen Komplexen zusammengefaßt werden, Weichheit etwa mehr im Sinne eines sensorischen Komplexes (Pfanne 1961 S. 259) oder mehr im Sinne einer Labilität interpretiert werden. Da eine Alltagssprache bei der graphologischen Persönlichkeitsbeschreibung verwendet werden muß, wenn das Gutachten seinen Zweck erfüllen soll (B 3.1.2.2), kann die nähere Bestimmung von Begriffen und Aussagen nur unter Berücksichtigung des Kontextes des Sprachspiels der alltäglichen Persönlichkeitsbeschreibung erfolgen. (A 4.3)

Es wäre denkbar, daß die Graphologie auf der Grundlage einer solchen genaueren und differenzierteren Sprache einen besseren empirischen Bezug ihrer Aussagen gewinnen und auch Methoden einer angemessenen Prüfung entwickeln könnte. Denn eine Prüfung der intersubjektiven Übereinstimmung in den Urteilen ist notwendige Voraussetzung für Erkenntnis (A 1.4), nur müssen sich die Methoden einer Prüfung selbst begründen.

Die graphologischer Kirtik an graphometrischer Persönlichkeitsbeschreibung wird vor allem ihre mangelnde praktische Relevanz betreffen. Hier liegt das Problem zunächst einmal darin, daß Persönlichkeit unter einem anderen Aspekt zum Erkenntnisgegenstand wird, so daß Ergebnisse nicht einfach übertragen werden können. Zudem entfernt sich graphometrische Persönlichkeitsbeschreibung leicht von der Alltagssprache, so daß eine Beratung nicht ohne Schwierigkeiten auf einer solchen Grundlage erfolgen kann. Außerdem sind die Ergebnisse graphometrischer Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Handschrift und Persönlichkeit oft selbst nicht oder nur unzureichend interpretiert oder sie wurden ohne theoretischen Bezugsrahmen gewonnen, was etwa von Doubrawa (1978 S. 59) noch als Vorteil der Graphometrie gegenüber der Graphologie, eine voraussetzungs-freie Forschung zu betreiben, begriffen wird. Da jede Erkenntnis jedoch nur im Lichte einer Sprache und einer Theorie gewonnen werden kann, und ein Gegenstand immer nur aus einer bestimmten Perspektive, welche auch normative Vorentscheidungen enthält, gegeben ist, ist mit solchen angeblich voraussetzungs-frei gewonnenen Ergebnissen wirklich wenig anzufangen. (Teil A)

Hier gilt es erst einmal die zugrundeliegenden Voraussetzungen zu analysieren, wozu die vorliegende Arbeit einen Beitrag leisten sollte.

3.4 Zusammenfassung

Graphologische und graphometrische Persönlichkeitsbeschreibung haben einen anderen Gegenstand. Die Eindeutigkeit der Sprache, in der die Graphologie die Persönlichkeit eines Menschen beschreiben will, muß und kann verbessert werden, so daß auch ein besserer empirischer Bezug gewonnen werden kann.

Versteht sich die Graphometrie als Grundlagendisziplin der Graphologie, und will sie deshalb durch Validitätsuntersuchungen prüfen, ob ein Zusammenhang zwischen Handschrift und Persönlichkeit besteht, so muß sie von der besonderen Art der Persönlichkeitsbeschreibung in der Graphologie ausgehen, da sie sonst irgendetwas anderes feststellt oder prüft, aber nicht die Möglichkeiten der Graphologie.

Graphologische Persönlichkeitsbeschreibung soll dem Zweck der Beratung dienen, wozu sich ein Gutachten der jeweiligen praktischen Situation anzupassen hat. Dabei geht es vor allem um das Aufzeigen von Möglichkeiten unter Berücksichtigung der Schwächen und Stärken eines Menschen, nicht aber um das Feststellen von positiven und negativen Eigenschaften zum Zwecke der Bewertung und Abwertung eines Menschen.

LITERATURVERZEICHNIS

- Acham, Karl (1972): Hermeneutik und Wissenschaftstheorie aus der Sicht des kritischen Rationalismus - Zum Verhältnis von Hermeneutik und Sozialwissenschaften; in: Gerber, Uwe (Hrsg): Hermeneutik als Kriterium für Wissenschaftlichkeit, Loeckebach
- Ackermann, A (1970): Über den Begriff der Wissenschaft im Hinblick auf eine wissenschaftliche Graphologie; in: ZfM 1970 S. 255 - 261
- Albert, Hans (1980): Die Wissenschaft und die Suche nach der Wahrheit; in: Radnitzky/Anderson (Hrsg): Fortschritt und Rationalität in der Wissenschaft, Tübingen S. 221 - 246
- Angermann, Christoph (1970): Messen und Deuten; in: ZfM 1970 S. 162 - 279
- Apel, Karl - Otto (1955): Das Verstehen. Eine Problemgeschichte als Begriffsgeschichte; in: Rothacker, E. (Hrsg): Archiv für Begriffsgeschichte I, Bonn, S. 142 - 199
- (1964): Die Entfaltung der sprachanalytischen Philosophie und das Problem der Geisteswissenschaften; in: Philosophisches Jahrbuch 62, München 1964/65, S. 239 - 289
 - (1971): Szientistik, Hermeneutik und Ideologiekritik. Entwurf einer Wissenschaftslehre in erkenntnisanthropologischer Sicht; in: Habermas, Jürgen u.a. (Hrsg): Hermeneutik und Ideologiekritik, Frankfurt, S. 7 - 44
 - (1972): Die Kommunikationsgemeinschaft als transzendente Voraussetzung der Sozialwissenschaften; in: Bubner u.a. (Hrsg): Dialog als Methode, Göttingen, S. 1 - 40; auch in Apel 1973 b
 - (1973 a): Transformationen der Philosophie I. Sprachanalytik, Semiotik, Hermeneutik; Frankfurt
 - (1973 b): Transformationen der Philosophie II. Das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft, Frankfurt
 - (1974): Zur Idee einer transzendentalen Sprachpragmatik; in: Simon, J. (Hrsg): Aspekte und Probleme der Sprachphilosophie, Freiburg, S. 283 - 326
 - (1976): Sprechakttheorie und transzendente Sprachpragmatik zur Frage ethischer Normen; in: Apel, K.-O. (Hrsg): Sprachpragmatik und Philosophie, Frankfurt, S. 10 - 173
 - (1979): Die Erklären: Verstehen - Kontroverse in transzendentalpragmatischer Sicht, Frankfurt

- Avé-Lallemant, U. (1970): Graphologie des Jugendlichen, München
- (1976): Identitätsdiffusion und Schulversagen; in: ZfM Jg. 40, S. 275 - 290
 - (1979): Der Sterne - Wellen - Test, München
 - (1980): Persönlichkeitstheorie und Schriftpsychologie; in: ZfM, Jg. 44, S. 401 - 422
- Baier, Peter E. (1980): Schreibdruckmessung in Schriftpsychologie und Schriftvergleichung, Düsseldorf
- Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt
- Bergonzi, Robert, A. (1974): Die Extraversion im Fragebogen und in der Handschrift; in: ZfM, Jg. 38, S. 297 - 306
- Berk, Ulrich (1979): Konstruktive Argumentationstheorie, Stuttgart
- Betti, Emilio (1971): Problematik einer allgemeinen Auslegungslehre als Methode der Geisteswissenschaften; in: Warnach, Viktor (Hrsg): Hermeneutik als Weg heutiger Wissenschaft, Salzburg, S. 13 - 30
- (1967): Allgemeine Auslegungslehre als Methodik der Geisteswissenschaften, Tübingen
- Binswanger, Ludwig (1962): Grundformen der Erkenntnis menschlichen Daseins, München
- Birge, W.R. (1954): an experimental inquiry into measurable handwriting correlates of five personality Traits; in: J. Personality 23, 1954, S. 215 - 233
- Bischof, Norbert (1970): Verstehen und Erklären in der Wissenschaft vom Menschen; in: ZfM, Jg. 34, S. 338 - 364
- Blumer, Herbert (1976): Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus; in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbeck, S. 80 - 146
- Bollnow, O. F. (1955) Dilthey - eine Einführung in seine Philosophie, Stuttgart
- Bormann, Claus v. (1971): Die Zweideutigkeit der hermeneutischen Erfahrung; in: Habermas u.a. (Hrsg): Hermeneutik und Ideologiekritik, Frankfurt, S. 83 - 119
- Bottenberg, E.H (1971): Objektiver Schreibdruck unter Validierungsaspekten von Energie, Kontrollmangel, psychophysischer Aktivierung sowie Ambiguitätstoleranz; in: ZfM, Jg. 35, S. 121 - 127

- Brandt, Volkmar (1981): Befunderhebung von Schriftmerkmalen
- ein Exkurs; in: ZfM, Jg. 45, S. 138 - 161
- Breil, M.A. (1959): Untersuchungen über das Strichbild und
seine Veränderung bei Schizophrenen; in: ZfM, Jg. 23
S. 57 - 88
- Brenger, Curt (1973): Graphologie und ihre praktische Anwen-
dung, München
- Bühler - Oppenheim, Kristin (1968): Grenzen der Menschenbeur-
teilung und ihre Bedeutung für die Graphologie; in: ZfM
Jg. 32, S. 285 - 293
- (1978 a): Normales und paranormales Schriftverstehen; in:
ZfM, Jg. 42, S. 254 - 264
- (1978 b): Konstanz und Veränderung im Leben zweier Menschen;
in ZfM, Jg. 42, S. 353 - 463
- Celovsky, Angelika (1945) : Zur Phänomenologie graphologi-
scher Eindruckscharaktere, Heidelberg (Diss.)
- Chomsky, Noam (1980): Sprache und Geist, Frankfurt
- Cicourel, Aaron (1970): Methode und Messung in der Soziologie,
Frankfurt
- Conrad, Wolfgang (1975): Alkoholbedingte graphische Variabi-
lität bei authentischen und gefälschten Unterschriften;
in: ZfM, Jg. 39, S. 14 - 42
- Coreth, Emerich (1969): Grundfragen der Hermeneutik, Freiburg
- Cossel, Beatrice v. (1982): Die Intuition; in: AGC Jg. 30
S. 46 - 52
- Daim, Wilfried (1950): Handschrift und Existenz, Graz
- Deen, L. (1980): Einige Bemerkungen über die Lage der Hand-
schriftendeutung in der Personalauslese; in: ZfM, Jg. 44,
S. 270 - 275
- Dilthey, Wilhelm; Gesammelte Werke V: Ideen über eine beschrei-
bende und zergliedernde Psychologie, S. 139 - 226
- Donig, Curt (1975): Betriebsgraphologie, München
- (1976): Zur Problematik der Wertbestimmung der Schriftgröße;
in: AGC, Jg 24, Heft 1/2/76
- (1977): Grundlagen, Methodik und Problematik graphologischer
Gutachten; in: AGC, Jg. 25, Heft 3/4/77 S. 44 - 51
- Doubrawa, Rainer (1978): Handschrift und Persönlichkeit, Frank-
furt
- Doubrawa, R. / Mühlen, R. (1971): Untersuchungen zur Reliabi-
lität (Konsistenz, Stabilität) metrisch erfassbarer Schrift-
merkmale; in: ZfM. Jg. 35, S. 128 - 139

- Ehwald, Ursula/Lauster, Peter (1976): Handschriften deuten
München
- Esser, H. / Klenovits, K. / Zehnpfennig, H. (1977) Wissen-
schaftstheorie 1, Stuttgart
- Essler, Wilhelm, K. (1970): Wissenschaftstheorie 1. Definition
und Reduktion; München
- (1971): Wissenschaftstheorie 2. Erfahrung und Theorie, Mün-
chen
 - (1979): Wissenschaftstheorie 4. Erklärung und Kausalität,
München
- Fahrenberg, J. (1961): Graphometrie, Freiburg (Diss.)
- Fahrenberg, J. / Conrad, W. (1965): Eine explorative Faktoren-
analyse graphometrischer und psychometrischer Daten; in:
Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie
12, S. 223 - 238
- Fanta, Otto u.a. (1936): Die Kontrollanalyse; in: Die Schrift,
Brünn, S. 91 - 121
- (1937): Schriften von Doppelgängern und Doppelgänger-Schrif-
ten; in: Die Schrift, Brünn S. 65 - 86
- Feyerabend, Paul. (1976): Wider den Methodenzwang, Frankfurt
- Frey, Gerhard (1970 a): Philosophie und Wissenschaft. Eine
Methodenlehre, Stuttgart
- (1970 b): Hermeneutische und hypothetisch - deduktive Metho-
de; in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie ,
Wiesbaden, S. 24 - 40
- Friedrichs, Jürgen (1973): Methoden empirischer Sozialforschung,
Hamburg
- Gadamer, Hans-Georg (1959): Vom Zirkel des Verstehens; in:
Festschrift Heidegger, Tübingen 1959, S. 24 - 34
- (1971): Rhetorik, Hermeneutik, Ideologiekritik. Metakriti-
sche Erörterungen zu Wahrheit und Methode; in: Habermas, J.,
u.a. (Hrsg): Hermeneutik und Ideologiekritik, Frankfurt,
S. 57 - 82
 - (1972 a): Das Prinzip der Wirkungsgeschichte; in: Pöggeler,
Otto (Hrsg): Hermeneutische Philosophie, München, S.138 -
145
 - (1972 b): Das hermeneutische Problem der Anwendung; in:
Pöggeler, Otto (Hrsg): Hermeneutische Philosophie, Mün-
chen, S. 146 - 152
 - (1975): Wahrheit und Methode, Tübingen

- Garfinkel, Harold (1976): Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen; in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Reinbeck, S. 189 - 262
- Garfinkel, Harold / Sacks, Harvey (1976): Über formale Strukturen praktischer Handlungen; in: Weingarten, Elmar, u.a. (Hrsg): Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns Frankfurt, S. 130 - 178
- Gebauer, G. (1971): Wortgebrauch, Sprachbedeutung, München
- Gernat, Alfred (1935): Die Bedeutung der Begleitmerkmale, demonstriert anhand der Analyse der Girlandenbindung; in: Die Schrift, S. 28 - 36
- Giegel, Hans Joachim (1971): Reflexion und Emanzipation; in: Habermas, J. u.a. (Hrsg): Hermeneutik und Ideologiekritik, Frankfurt, S. 244 - 282
- Gigerenzer, Gerd (1981): Messung und Modellbildung in der Psychologie, München
- Göttner, Heide (1973): Logik der Interpretation, München
- Graumann, C.-F. (1960): Hauptprobleme der Persönlichkeitsforschung; in: Lersch, P. / Thomae, H.: Handbuch der Psychologie 4. Persönlichkeitsforschung und Persönlichkeitstheorie, Göttingen, S. 87 - 154
- Graumann, Carl Friedrich / Métraux, Alexandre (1977): Die phänomenologische Orientierung in der Psychologie; in: Schneewind, Klaus (Hrsg): Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie, München, S. 27 - 54
- Gross, C (1950): Vitalität und Handschrift, Bonn
- Guilford, J.P. (1959): Persönlichkeit, Weinheim
- Habermas, Jürgen (1968): Erkenntnis und Interesse, Frankfurt
- (1971): Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik, in: Habermas u.a. (Hrsg): Hermeneutik und Ideologiekritik, Frankfurt S. 120 - 159
- Haldimann, Edgar (1976): Graphologische Schriftbeschreibung und Eindruckscharaktere; in: ZfM, Jg. 40, S. 250 - 273
- Haltenberger, J. (1976): Eine kleine Studie über die Ursachen der Fehlaussagen in psychologischen Gutachten; in: AGC Jg. 24, Heft 3/4/76, S. 23 - 34
- Hartkopf, Hans (1950): Graphologie und Zwangsneurose, Bonn (Diss)
- Hecker, Manfred (1982): Die Veränderung einer Handschrift als Identifikationsprozeß; in: ZfM, Jg. 46, S. 245 - 249
- Hector, Heinz (1947): Das Methodenproblem der Graphologie Stuttgart (Diss.)

- Heidegger, Martin (1972): Sein und Zeit, Tübingen
- (1975): Die Frage nach dem Ding, Tübingen
Heintel, Erich (1971): Verstehen und Erklären; in: Warnach, Viktor (Hrsg): Hermeneutik als Weg heutiger Wissenschaft, Salzburg, S. 67 - 83
Heinze, Burger (1972): Faktoren der Handschrift, Persönlichkeit, Interessenrichtung und Leistung, Hamburg (Diss)
Heiss, Robert (1966): Die Deutung der Handschrift, Hamburg
Hellmut, Max (1935): Das Arbeiten mit Merkmalsgruppen; in: Die Schrift 1935 S. 21 - 27
Hempel, Carl G. (1965): Aspects of Scientific Explanation, London
- (1974): Grundzüge der Begriffsbildung in der empirischen Wissenschaft, Düsseldorf
Heppner, Maria (1978): Der Schlüssel zur Kinderschrift, Zürich
Herrmann, Theo (1973): Persönlichkeitsmerkmale, Stuttgart
- (1977): Psychologie und das kritisch - pluralistische Wissenschaftsprogramm; in: Schneewind: Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie, München, S. 55 - 69
Hirsch, E. D. (1972): Prinzipien der Interpretation, München
Hofstätter, P.R. (1977): Persönlichkeitsforschung, Stuttgart
Holzkamp, Klaus (1964): Theorie und Experiment in der Psychologie, Berlin
- (1968): Wissenschaft als Handlung, Berlin
- (1973): Sinnliche Erkenntnis, Frankfurt
Hönel, Herbert (1949): Untersuchungen zum Problem der Bewahrung graphologischer Gutachten, Wien, (Diss)
Horst, Paul (1971): Messung und Vorhersage. Eine Einführung in die psychologische Testtheorie, Weinheim
Hume, David (1973): Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand, Hamburg
Imoberdorf, Urs (1979): Graphologische Erfassung der Streßtoleranz; in: ZfM, Jg. 34, S. 1 - 16
Jaspers, Karl, (1973): Allgemeine Psychopathologie, Berlin
Kant, Imanuel (1957), Kant Werke IV: Kritik der Urteilkraft, Darmstadt
- (1963), Kant Werke II: Kritik der reinen Vernunft, Darmstadt

- Kamper, Dietmar (1974): Theorie einer Praxis; in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie, Wiesbaden, S. 39 - 53
- Kimmel, Douglas / Wertheimer, Michael (1967): Persönlichkeitsbeurteilungen aufgrund von Handschriftenanalyse und subjektiven Beurteilungen. Eine Korrelationsuntersuchung; in: ZfM, Jg.31, S. 34 - 35
- Kimmerle, Heinz (1974): Die Funktion der Hermeneutik in den positiven Wissenschaften; in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie, Wiesbaden, S. 54 - 73
- Kirchhoff, R. (1965): Grundfragen der Ausdruckspsychologie; in: Handbuch der Psychologie V, (Kirchhoff Hrsg.), Göttingen, S. 117 - 219
- Klages, Ludwig (1964): Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck, Bonn
- (1974): Handschrift und Charakter, Bonn
- Knobloch, Hans (1950): Die Lebensgestalt der Handschrift, Sarbrücken
- (1971): Graphologie, Düsseldorf
- Kriz, Jürgen (1976): Statistik in den Sozialwissenschaften
- Kroeber, Kenneth (1968): Buch der Graphologie, Düsseldorf
- Kuhn, Thomas, S. (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolution, Frankfurt
- Kutschera, Franz (1972) Wissenschaftstheorie 1, München
- Lampl, Hans (1978): Zur Bewertung der Deckungsgleichheit, insbesondere von Unterschriften; in: ZfM, Jg 42, S. 275 - 283
- Langer, I. / Schulz von Thun, F (1974): Messung komplexer Merkmale in Psychologie und Pädagogik. Ratingverfahren; München
- Laucken, Uwe (1973): Naive Verhaltenstheorie, Stuttgart
- (1976): Verstehen gegen Erklären. Nekrolog auf einen Gegensatz; in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie, Wiesbaden, S. 113 - 118
- Legrün, Alois (1969): Einfluß und Nachhaltigkeit einer schreibmethodischen Maßnahme; in: ZfM, Jg. 33, S. 153 - 156
- Lenk, H. (1972): Erklärung, Prognose, Planung; Freiburg

- Lersch, Philipp (1962): Aufbau der Person, München
- Lienert, Gustav, A. (1961): Testaufbau und Testanalyse, Weinheim
- Lockowandt, Oskar (1966): Faktorenanalytische Validierung der Handschrift mit besonderer Berücksichtigung projektiver Methoden, Freiburg (Diss)
- (1968 a): Quantitative Überprüfungsmethoden in der Graphologie; in: ZfM, Jg. 32, S. 132 - 253
 - (1968 b): Über das Konzept der konstruktiven Validierung der Handschrift; in: ZfM, Jg. 32, S. 426 - 437
 - (1972): Empirische Untersuchungen zur Validität der Kinderhandschrift; in: ZfM, Jg. 36, S. 293 - 311
 - (1973): Der Prozeß der Urteilsbildung in der Schriftpsychologie; in: ZfM, Jg. 37, S. 135 - 154
 - (1974): Die gesellschaftliche Bedeutung des graphologischen Gutachtens; in: ZfM, Jg. 38, S. 309 - 322
- Lorenz, Kuno / Mittelstraß, Jürgen (1969): Die methodische Philosophie Hugo Dinglers; in: Blumenberg, H, u.a. (Hrsg) Hugo Dingler. Die Ergreifung des Wirklichen, Frankfurt
- Lorenz, Kuno (1972): Der dialogische Wahrheitsbegriff; in: Bubner, Rüdiger u.a. (Hrsg): Dialog als Methode, Göttingen, S. 111 - 123
- Lorenzen, Paul (1978): Methodisches Denken, Frankfurt
- Mandowsky, Anneliese (1936): Zum Ganzheitsgesichtspunkt in der graphologischen Forschung; in: Die Schrift, Brünn, S. 39-49
- Marseille, Walter (1927): Beiträge zur Untersuchung der den graphologischen Systemen von J.H. Michon und L. Klages zugrundeliegenden Begrifflichkeit, Marburg (Diss)
- Matthes, Joachim / Schütze, Fritz (1976): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit; in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg) Reinbeck, S. 11 - 53
- Mehan, Hugh / Wood, Houston (1976): Fünf Merkmale der Realität; in: Weingarten, Elmar u.a. (Hrsg): Ethnomethodologie, Frankfurt, S. 29 - 63
- Michel, Lothar (1982): Gerichtliche Schriftvergleichung. Eine Einführung in Grundlagen, Methoden und Praxis, Berlin
- Michel, Lothar, u.a. (1978): Faktoren beruflicher Eignung; in: ZfM, Jg. 42. S. 265 - 274

- Michon, J. H. (1964): System der Graphologie, München (Pophal, R. Hrsg)
- Mields, Jürgen (1962): Diagnostische Möglichkeiten der Intelligenzbeurteilung, Heidelberg (Diss)
- Mittelstraß, Jürgen (1972): Das Praktische Fundament der Philosophie; Konstanz
- Müller, Heinz Alfred (1968): Die Sprache von Klages und die Fachsprache der gegenwärtigen Psychologie; in: ZfM, Jg. 32 S. 276 - 284
- Müller, Wilhelm, Helmut (1957): Über die Objektivität von Anmutungsqualitäten in der Handschrift; in: Psychologische Beiträge 3, S. 364 - 389
- Müller, W.H. / Enskat, A. (1951): Angst in der Handschrift, Berlin
- ((1961): Graphologische Diagnostik, ihre Grundlagen, Möglichkeiten und Grenzen; Bern
 - (1965): Grundzüge der Graphologie; in: Handbuch der Psychologie V (Kirchhoff Hrsg)
- Müller, W.H. / Mattes, H.P. (1966): Zur Objektivierung der Schriftbeschreibung; in: ZfM, Jg. 30, S. 361 - 379
- Niessen, Manfred (1977): Zur Differenz alltagsweltlicher und wissenschaftlicher Erklärungen; in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie, Wiesbaden, S. 369 - 374
- Orth, Bernhard (1974): Einführung in die Theorie des Messens, Stuttgart
- Paul - Mengelberg (1972): Die Handschrift von ehemaligen Kriegsgefangenen und politisch Verfolgten, Bonn
- (1980 a): Mystische Elemente im Werk von Ludwig Klages; in: ZfM, Jg. 44, S. 392 - 396
 - (1980 b): Die Hnadschrift von Hämophilen; in: ZfM, Jg. 44, S. 430 - 449
- Pearce, Charles S. (1970): Vom Pragmatismus zum Pragmatizismus; Frankfurt
- Pfanne, Heinrich (1954): Die Schriftexpertise und ihre Bedeutung für die Rechtssprechung, Rudolstadt
- (1961): Lehrbuch der Graphologie; Berlin
 - (1971): Handschriftenverstellung; Bonn
- Pohl, Ursula (1936): Experimentelle Untersuchungen zur Typologie graphologischer Beurteilung; Göttingen (Diss)
- Pokorny, Richard (1974): Über das Wesen des Ausdrucks, München

- Pophal, Rudolf (1939): Grundlegung der physiologischen Graphologie, Leipzig
- (1949): Die Handschrift als Gehirnschrift, Rudolstadt
- Popper, Karl (1969): Logik der Forschung, Tübingen
- (1973): Objektive Erkenntnis, Hamburg
- Preyer, W. (1928): Zur Psychologie des Schreibens, Leipzig
- Prystav, G. (1969): Beiträge zur faktorenanalytischen Validierung der Handschrift, Freiburg (Diss.)
- (1971 a): Reliabilität graphometrischer Schriftbeschreibung (Teil I: Merkmalebene) in: ZfM, Jg. 35, S. 70 - 94
 - (1971 b): Reliabilität graphologischer Beurteilungen (Teil II: Interpretationsebene), in: ZfM, Jg. 35, S. 95 - 110
- Psathas, Georg (1976): Ethnotheorie, Ethnomethodologie und Phänomenologie; in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbeck, S. 263 - 284
- Pulver, Max (1964): Symbolik der Handschrift, Zürich
- (1948): Trieb und Verbrechen in der Handschrift
- Rasch, Wolf - Dietrich (1957): Hat sich die Graphologie bewährt. Versuch einer Bewährungskontrolle von 114 graphologischen Eignungsgutachten, Bern
- Rehbinder, Hubert (1974): Ergebnisse einer praxisbezogenen Bewährungskontrolle; in: ZfM, Jg. 38, S. 238 - 252
- Revers, Wilhelm J. (1966): Deutungswege der Graphologie, Salzburg
- Ricoeur, Paul (1974): Hermeneutik und Psychoanalyse, München
- (1969): die Interpretation, Frankfurt
- Riedel, Manfred (1978): Verstehen oder Erklären. Zur Theorie und Geschichte der hermeneutischen Wissenschaften, Stuttgart
- Schenkel, Rose Maria (1954): Handschrift und Zeichnung. Ein Vergleich nach ganzheitlichen und analytischen Gesichtspunkten, Stuttgart (Diss.)
- Schleiermacher, Friedrich (1959): Hermeneutik (Kimmerle, Heinz Hrsg), Heidelberg
- Schlosser, Otto (1976): Einführung in die sozialwissenschaftliche Zusammenhangsanalyse, Hamburg
- Schneevoigt, Inno (1968): Die graphologische Intelligenzdiagnose, Mannheim (Diss.)
- Schneewind, Klaus (1977): Zum Verhältnis von Psychologie und Wissenschaftstheorie; in: Schneewind (Hrsg): Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie, München, S. 11 - 26

- Schulz, Walter (1976): Philosophie in der veränderten Welt, Pfullingen
- Schütz, Alfred (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Frankfurt
- Schütze, Fritz u.a. (1976): Grundlagentheoretische Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens; in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbeck, S. 433 - 495
- Schwarz, Balduin (1971): Hermeneutik und Sachkontakt; in: War-nach, Viktor (Hrsg): Hermeneutik als Weg heutiger Wissenschaft, Salzburg, S. 31 - 43
- Schweighofer, Fritz (1976): Psychoanalyse und Graphologie, Stuttgart
- Seelig, Ernst (1935): Konstanz und Variabilität der Handschrift; in: Die Schrift, Jg. 1 S. 3 - 10
- Seufert, Paul (1977): Süchtigkeit und Handschrift, Leer
- Simoneit, Max (1959): Über die Notwendigkeit des Subjektiven in der charakterologischen Diagnose; in: ZfM, Jg. 23, S. 121 - 135
- Simons, Wolfgang (1981): Schriftpsychologie im Dienste der Sozial- und Sonderpädagogik; in: ZfM, Jg. 45, S. 195 - 204
- Singer, Eric (1953): Die Handschrift sagt alles, London
- Spieth, Rudolf (1964): Konstanz und Variabilität des Schriftbildes im Verlauf der Entwicklung; in: ZfM, Jg. 28, S. 395 - 420
- Stalder, Robert (1976): Die Graphoanalyse als Psychotherapeutikum; in: ZfM, Jg. 40, S. 291 - 323
- Stegmüller, Wolfgang (1970): Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und analytischen Philosophie. Band II Studienausgabe Teil A: Erfahrung, Festsetzung, Hypothese und Einfachheit der wissenschaftlichen Begriffs- und Theoriebildung, Berlin
- (1973): Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und analytischen Philosophie. Band IV, Studienausgabe Teil A S. 1 - 104: Neue Betrachtungen über Aufgaben und Ziele der Wissenschaftstheorie, Berlin
 - (1974): Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und analytischen Philosophie. Band I: Wissenschaftliche Erklärung und Begründung, Berlin
 - (1978): Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, Band I, Stuttgart
 - (1979): Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, Band II, Stuttgart

- Steinke, K (1980): Projekt Schreibererkennung. Entwicklung von Mustererkennungsverfahren zur textunabhängigen Analyse von Handschriftenbildern. Bundeskriminalamt. Technischer Bericht HS 03/ 80
- Stein - Lewinson, Thea (1967): Klages im Zeitalter der Psychometrie; in: ZfM Jg. 31 , S. 1 - 33
- (1980): Pathognomik der Handschrift; in: ZfM, Jg 44 S. 247 - 269
- Suchenwirth, R (1981): Neurologie und Pathologie des Schreibens; in: ZfM, Jg. 45 S. 113 - 137
- Sylvus, Nöck (1932): Herkologische Graphologie, Stuttgart
- Tausch, Reinhard / Tausch, Anne - Marie (1977): Erziehungspsychologie, Göttingen
- Teillard, Ania (1952): Handschriftendeutung auf tiefenpsychologischer Grundlage, Bern
- Tenigl, Franz (1981): Gedanken über Roda Wiesers Wertmaßstab; in: ZfM, Jg. 45, S. 1 - 16
- Timm, Ulrich (1965): Graphometrie als psychometrischer Test, Freiburg (Diss.)
- Toebe, Peter u.a. (1977): Beiträge der konstruktiven Philosophie zur Klärung der begrifflichen und methodischen Grundlagen der Psychologie; in: Schneewind (Hrsg): Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie, München, S. 93 - 116
- Vetter, August (1966): Bedarf die Schriftpsychologie einer Neubegründung; in: ZfM, Jg. 30, S. 281 - 304
- (1968): Die Stellung der Schriftpsychologie innerhalb der Psychodiagnostik; in: ZfM, Jg. 32, S. 338 - 348
- (1970 a): Was ist erscheinungswissenschaftliche Schriftpsychologie; in: ZfM, Jg. 34, S. 226 - 232
- (1970 b): Die Zeichensprache von Schrift und Traum, München
- Viktor, Franz (1936): Wissenschaftliche und intuitive Handschriftendeutung; in: die Schrift, Jg. 2 S. 122 - 127
- Wallner, Teut (1959): das System der Handschriftenvariablen; in: ZfM, Jg. 23, S. 173 - 189
- (1960): Theoretische Voraussetzungen für Zuverlässigkeitsuntersuchungen der graphischen Bestandaufnahme; in: ZfM, Jg. 24, S. 309 - 325
- (1961 a): Reliabilitätsuntersuchungen an metrisch nicht meßbaren Handschriftenvariablen; in: ZfM , Jg. 25 S. 1 - 14

- Wallner, Teut (1961 b): Experimentelle Untersuchungen über die Reliabilität direkt metrisch meßbarer Handschriftenvariablen; in: ZfM, Jg. 25, S. 49 - 78
- (1962): Neue Ergebnisse experimenteller Untersuchungen über die Reliabilität von Handschriftenvariablen; in: ZfM Jg. 26, S. 257 - 269
 - (1966): Zusammenhänge zwischen Prognosedaten, Handschriftenvariablen und Ausbildungsergebnissen; in: ZfM, Jg. 30 S. 380 - 387
 - (1968 a): Die Zukunft der Graphologie; in: ZfM, Jg. 32 S. 226 - 331
 - (1968 b): Zusammenhänge zwischen Variablen und Persönlichkeitsbeurteilungen; in: ZfM , Jg. 32 S. 438 - 445
 - (1972): Die grundlegenden Arbeitshypothesen der Schriftpsychologie und ihre Verifikation; in ZfM, Jg. 36, S. 373-381
 - (1975): Die relative Konstanz der Handschrift; in: ZfM, Jg. 39, S. 139 - 147
- Wartegg, Ehrig (1976): Schichtdiagnostik, Göttingen
- Waszkewitz, Bernhard (1951): Die wissenschaftlichen (= rationalen) Grundforderungen der Ausdruckspsychologie an die Graphologie, Kiel (Diss.)
- Wegener, Volker / Kiener, Franz (1975): Untersuchung zur diagnostischen Validität von Handschriftsmerkmalen; in ZfM, Jg. 39 S. 124 - 138
- Weingarten, Elmar / Sack, Fritz (1976): Ethnomethodologie. Eine methodische Konstruktion der Realität; in: Weingarten u.a. (Hrsg): Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns, Fankfurt, S. 7 - 28
- Westmeyer, Hans (1977): Psychologie und Wissenschaftstheorie: einige Überlegungen aus analytischer Sicht; in: Schneewind (Hrsg): Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie, München , S. 71 - 92
- Wieder, Lawrence, D. / Zimmerman Don, H. (1976): Regeln im Erklärungsprozeß. Wissenschaftliche und ethnowissenschaftliche Soziologie; in: Weingarten u.a. (Hrsg): Ethnomethodologie, Frankfurt, S. 105 - 129
- Wieser, Roda (1978): Handschrift, Rhythmus, Persönlichkeit; München
- ((1980): Neurose und Grundrhythmus; in: ZfM, Jg. 44, S.233-246

- Winch, Peter (1966): Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie, Frankfurt
- Wirz, Ludwig (1981 a): Die Lehre Michons von den signes fixes als Grundlage der Graphologie; in: ZfM, Jg. 45, S. 73 - 86
- (1981 b): Grundlagen einer finalen Graphologie bei Klages; in: ZfM, Jg. 45, S. 179 - 191
- Wittenberg, J.J. (1980): Skrukturelle Schriftpsychologie; in: ZfM, Jg. 44, S. 310 - 334
- Wittgenstein, Ludwig (1964): Philosophische Bemerkungen, Schriften Band II (R. Rhees, Hrsg), Frankfurt
- (1977): Philosophische Untersuchungen, Frankfurt
- (1982): Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie, Frankfurt
- Wittlich, Bernhard (1952): Wert und Grenzen der Graphologie, München
- (1971): Konfliktzeichen in der Handschrift, München
- (1974): Auftrag und Bewährung der Graphologie; in: ZfM Jg. 33, S. 291 - 297
- Wittlich, B / Fiebrand, H / Wessely - Bogner, E (1968): Neu-rosestrukturen und Handschrift, Frankfurt
- Wright, Georg Henrik v. (1974): Erklären und Verstehen, Frankfurt.
- Zimmermann, Don. H / Pollner, Melvin (1976): Die Alltagswelt als Phänomen; in: Weingarten u.a. (Hrsg): Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns, Frankfurt
- Zrzavy - Moucka, Ingeborg (1955): Widersprüche und Mehrdeutigkeit in graphologischen Werken und Gutachten, Wien (Diss.)

ABKÜRZUNGEN

- AGC = Angewandte Graphologie und Charakterkunde. Zeitschrift für praktische Schriftpsychologie und verwandte Wissensbereiche
- PU = Wittgenstein (1977)
- ZfM = Zeitschrift für Menschenkunde. Zerntralblatt für Schriftpsychologie und Schriftvergleichung. Wien

LEBENS LAUF

Name: Seibt, Angelika, geb. Heidenreich
geb. am 7.10.1954 in Bernburg / Saale, DDR

- 1960 - 64: Volksschule Adelheidsdorf
1964 - 71: neusprachliches Gymnasium Celle, Abschluß:
Mittlere Reife
1971 - 72: Freiwilliges Soziales Jahr
1971 - 76: Ausbildung in Schriftpsychologie mit Zwischen-
und Abschlußprüfung an der Graphologieschule
Celle. Thema der Abschlußarbeit: Probleme und
Grenzen graphologischer Diagnostik.
1972 - 74: Fachoberschule für Sozialwesen Celle
1974 - 78: Fachhochschule für Sozialwesen München;
Studiengang Jugend- und Erwachsenenbildung
1978 Graduiertenabschluß; Thema der Zulassungsar-
beit: Psychotherapie zwischen Freiheit und
Determinismus
1978 - 83: Studium der Philosophie, Psychologie und
Soziologie an der LMU München; Studienschwer-
punkt: Wissenschaftstheorie
1978 - 83: Aufbau einer schriftpsychologischen Beratungs-
praxis zur Finanzierung des Studiums
1979: Berufung in den Fachausschuß der Arbeitsgemein-
schaft norddeutscher Schriftpsychologen/Celle
1983: Promotion; Thema der Dissertation: Wissenschafts-
theoretische Überlegungen zur Grundlegung der
Schriftpsychologie

